Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.



Zweite Vereinsschrift für 1882.

Unkel, Karl, Berthold von Regensburg.

Köln, 1882.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Schriften

der

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im kath. Deutschland.

I. Jahresberichte und Vereinsgaben.

(Commissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.)

1. **Jahresbericht für 1876.** Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts. 48 Seiten groß 8. [Vergriffen.
2. **Vereinsschrift für 1876.** 186 S. groß 8°. Preis: broch. 3 Mark. [Vergriffen.]
   Inhalt: I. Zur Einführung. II. Hergenröther, Prof. Dr. Joseph, Der heilige Athanasius der Große. III. Kaulen, Dr. Franz, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.
3. **Erste Vereinsschrift für 1877.** 80 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,20.
   Inhalt: Simar, Prof. Dr. Th., Der Aberglaube. Zweite Auflage.
4. **Zweite Vereinsschrift für 1877.** 98 Seiten groß 8. Preis: brochirt M. 1,60.
   Inhalt: Berthold, Carl, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.
5. **Dritte Vereinsschrift für 1877.** 110 Seiten groß 8. Preis: broch. Mark 1,80.
   Inhalt: Baumstark, Reinhold, Die spanische National-Literatur im Zeitalter der habsburgischen Könige.
6. **Jahresbericht für 1877.** Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts. 60 Seiten groß 8.
7. **Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie** am 29. August 1877. 100 Seiten groß 8°. [Vergriffen.]
8. **Erste Vereinsschrift für 1878.** 112 Seiten gr. 8°. Preis: brochirt Mark 1,80.
   Inhalt: Haffner, Dr. P., Eine Studie über G. E. Lessing. Zweite Auflage.
9. **Zweite Vereinsschrift für 1878.** 104 Seiten gr. 8. Preis: brochirt Mark 1,80.
   Inhalt: Kaiser, Dr. Friedr., Eine Nilfahrt.
10. **Dritte Vereinsschrift für 1878.** 112 Seiten groß 8. Preis: brochirt Mark 1,80.
    Inhalt: Heinrich, Dr. J. B., Clemens Brentano.
11. **Jahresbericht für 1878.** Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts. 156 Seiten groß 8°.
12. **Erste Vereinsschrift für 1879.** 142 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 2,25.
    Inhalt: Hettinger, Fr., Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen.
13. **Zweite Vereinsschrift für 1879.** 112 Seiten groß 8°. Preis: broch. M. 1,80.
    Inhalt: Falk, Dr. Franz, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland, bis zum Jahre 1520.
14. **Dritte Vereinsschrift für 1879.** 104 Seiten groß 8°. Preis: brochirt M. 1,80.
    Inhalt: Rodenstein, Heinrich, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.
15. **Jahresbericht für 1879.** Erstattet vom Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts. 64 Seiten groß 8°.
16. **Erste Vereinsschrift für 1880.** 112 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80.
    Inhalt: Galland, Jos., Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. I. Theil.
17. **Zweite Vereinsschrift für 1880.** 112 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80.
    Inhalt: Norrenberg, Dr. P., Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlages.)

Berthold von Regensburg.

Von

Karl Unkel.

Berthold von Regensburg.

Von

Karl Unkel.



Köln, 1882.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Es ist doch nur das Christenthum gewesen, was unserm Volk eine längere, fort und fort aufsteigende Entwickelung möglich gemacht und selbst in den trübsten Zeiten sich als eine nie versiechende Quelle des Trostes, geistiger Erhebung und sittlicher Wiederaufrichtung erwiesen hat.

W. Arnold.

Es ist doch nur das Christentum gewesen, was unserem Volk eine stetige, fest und fest aufsteigende Entwicklung möglich gemacht und selbst in den früheren Zeiten sich als eine nie versiegende Quelle der Kraft, geistiger Erhebung und sittlicher Wiedererweckung erwiesen hat.

Vorwort.

Ein erfreuliches Resultat der neuern Forschungen auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichte ist die Wiederherstellung des getrübten oder mitunter fast ganz entschwundenen Andenkens an nicht wenige Männer, die zu den besten aller Zeiten gehören. Unter ihnen ist Bruder Berthold von Regensburg der erklärte Liebling der Culturhistoriker und Germanisten geworden. Seit vielen Menschenaltern wurde sein Name nicht mehr genannt; vergessen waren die Wohlthaten, die er zur Zeit des größten politischen und moralischen Niederganges dem Vaterlande erwiesen hatte; der Staub von Jahrhunderten bedeckte in den Bibliotheken die schriftlichen Denkmale seiner wunderbaren Redegabe. Da war es ein protestantischer Theologe, Chr. Fr. Kling, der zuerst, auf Anregung des Kirchenhistorikers Neander, im Jahre 1824 eine Anzahl deutscher Predigten Berthold's aus einer Heidelberger Handschrift (Cod. Palat. Nr. 24) veröffentlichte und ihn dadurch wieder in die Literatur einführte. J. Grimm widmete dieser verdienstlichen, wenn auch mit ungenügenden Mitteln unternommenen Ausgabe eine sehr ausführliche und lehrreiche Besprechung im 32. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, welche namentlich auf Berthold's Bedeutung für Sprache und Literatur sowohl wie für die Culturgeschichte des Mittelalters aufmerksam machte. Eine neuhochdeutsche Uebersetzung der in der genannten Handschrift enthaltenen Predigten lieferte in den Jahren 1850/51 auf Veranlassung von Prof. Alban Stolz der Priester Franz Göbel und vermehrte sie in der zweiten, 1857 erschienenen Auflage durch fünf Predigten einer andern Heidelberger Handschrift (Cod. Palat. Nr. 35). War diese Arbeit geeignet, die Aufmerksamkeit geistlicher Kreise auf den alten Prediger zu lenken, so übernahm der Germanist Franz Pfeiffer im philologischen Interesse eine Ausgabe sämmtlicher deutschen Predigten Berthold's im Originaltext und ließ 1862 den ersten Band erscheinen, welcher die 36 Predigten der Handschrift Nr. 24 enthält, während der zweite Band neben den neunzehn Predigten des Codex Nr. 35 noch solche aus andern Handschriften und außerdem Nachrichten über die handschriftlichen Quellen, einen Commentar, ein Wörterbuch und eine erschöpfende Charakteristik Berthold's und seiner Beredtsamkeit bringen sollte. Pfeiffer starb indeß, bevor er sein Versprechen einlösen konnte, und Prof. J. Strobl in Czernowitz, der als Erbe des Pfeiffer'schen

Nachlasses den zweiten Band der Predigten im Jahre 1880 besorgte, glaubte von der Zugabe eines Wörterbuches und Commentars sowohl als von einer Charakteristik Berthold's absehen zu müssen. Diese zwei Bände deutscher Predigten Berthold's sind hauptsächlich der vorliegenden Arbeit zu Grunde gelegt, jedoch wurde auch die gesammte einschlägige Literatur gewissenhaft benutzt. Wenigstens glaube ich nichts von Bedeutung übersehen zu haben.

Es ist nun gewiß richtig, daß eine Charakteristik Berthold's und seiner Beredtsamkeit, welche das in den Predigten Zerstreute zu einem Gesammtbilde zusammenfassen soll, in etwa lückenhaft bleiben muß, so lange die lateinischen Predigten Berthold's nicht mit in die Untersuchung hineingezogen werden können. Wenn ich aber trotz dieses Bedenkens einen Versuch auf Grund des bis jetzt zugänglichen Materials glaubte wagen zu dürfen, so geschah es, weil eine kritische Ausgabe der lateinischen Predigten für die nächste Zeit noch nicht gesichert ist; eine solche auch, wenn man aus den Mittheilungen Jakob's in seiner Schrift über die lateinischen Reden Berthold's einen Schluß ziehen darf, wesentliche neue Aufschlüsse wohl nicht bringen wird, und die Forschungen jedenfalls schon so weit gediehen sind, daß eine zusammenfassende Darstellung derselben wohl geeignet scheint, das Interesse weiterer Kreise für einen von Deutschlands edelsten Söhnen zu wecken. Vielleicht darf ich mich sogar der Hoffnung hingeben, auf diese Weise etwas zur Beschleunigung der so wünschenswerthen Herausgabe der lateinischen Predigten beizutragen [1]).

Der Gedanke, ein abgerundetes Lebensbild Berthold's zu entwerfen, war durch den Mangel an zuverlässigen Lebensnachrichten ausgeschlossen. Aus derselben Ursache entstanden auch für die Gruppirung des Stoffes Schwierigkeiten, welche ganz zu überwinden mir vielleicht nicht gelungen ist. Möge der freundliche Leser hier Nachsicht walten lassen.

Die ohne nähere Bezeichnung vorkommenden Ziffern verweisen auf die Ausgabe von Pfeiffer (I) und Strobl (II).

Honnef, am Todestage Berthold's (14. Dec.) 1881.

Der Verfasser.

---

[1]) Die vorliegende Vereinsschrift war schon unter der Presse, als die Huttler'sche Verlagshandlung das Erscheinen der Sermones fr. Bertholdi ad religiosos nach dem Erlanger Codex zum siebenten Centenarium des h. Franciscus von Assisi ankündigte. Die Aufnahme, welche diese Predigten in der Oeffentlichkeit finden werden, soll auch, wie der Herausgeber, Herr P. P. Hötzl O. S. Fr. mir freundlichst mittheilt, über die Thunlichkeit einer Herausgabe der Opera fr. Bertholdi orientiren.

I.

Politische und kirchliche Zustände um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Den großen Streit zwischen den beiden obersten Gewalten der Christenheit hatte das zwölfte Jahrhundert dem nachfolgenden unentschieden hinterlassen, und die Traditionen seines Hauses sowohl wie eigene Sinnesrichtung bestimmten den unter dem Schutze eines hochherzigen Papstes aufgewachsenen Enkel Barbarossa's, den verderblichen Kampf zu erneuern. Der den staufischen Kaisern vorschwebende Gedanke einer Universal-Monarchie und der Oberherrlichkeit auch über das geistige Gebiet der Kirche mußte dem hochfliegenden Geiste des zweiten Friedrich zu verlockend erscheinen, um nicht in ihm einen eifrigen und gefährlichen Vorkämpfer zu finden. Fast seine ganze lange Regierungszeit war dem Kampfe für diese Idee gewidmet, in welchem der zu hohen Dingen berufene Fürst einen traurigen Untergang finden mußte, und die alte Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation den tödtlichen Stoß empfing, so daß sie, innerlich gebrochen, die nachfolgenden Jahrhunderte hindurch mehr und mehr dahinsiechte, obschon sie mitunter neue Lebensfülle durch einzelne kraftvolle Herrscher zu gewinnen schien. Mit dem im Jahre 1250 erfolgten Tode Friedrich's II., oder, genauer betrachtet, schon mit seiner Absetzung auf der dreizehnten allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon im Jahre 1245 begann Deutschlands kaiserlose, schreckliche Zeit, das Interregnum. Friedrich vermochte weder die Wahl des Landgrafen Heinrich (Raspe) von Thüringen zum Gegenkönig zu verhindern, noch nach dessen baldigem Tode gegen seinen Nachfolger, den jungen Grafen Wilhelm von Holland, in Deutschland sich zu behaupten, und unaufhörliche Kämpfe zwischen Wilhelm und Konrad IV. füllen auch die vier Jahre aus, welche von Friedrich's Tode bis zum Tode seines Sohnes

verflossen. Nachdem König Wilhelm im Kriege gegen die Friesen im Januar 1256 erschlagen worden, suchten die Städte, welche ihren Wohlstand durch die steten Kriegswirren schwer bedroht sahen, auf einem Tage zu Mainz vergebens ihren Einfluß für eine einheitliche Königswahl geltend zu machen, die Habgier der Fürsten, welche über der Verfolgung ihrer Sonderinteressen die Sorge um des Reiches Wohl und Weh vergessen hatten, führte zur verhängnißvollen Doppelwahl. Zwei ausländische Fürsten, Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien, gewannnen durch die Macht des Goldes jeder einen Theil der Wahlfürsten für sich und suchten beim Papste Alexander IV. und später bei Urban IV. (seit 1261) die Anerkennung und Kaiserkrönung nach, ohne jedoch ihren Streit dem schiedsrichterlichen Urtheile des h. Stuhles unterwerfen zu wollen. So mußten die Verhandlungen nothwendig fruchtlos bleiben.

Inzwischen aber waren die streitenden Fürsten um so mehr bemüht, ihre Parteien auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Schon in dem Kampfe zwischen Wilhelm und Konrad war dieses Bestreben zum großen Schaden der kaiserlichen Gewalt zu Tage getreten. Je mehr die mächtigern Reichsfürsten und der hohe Adel durch Verleihung von Herrschaften und Gütern, die Städte durch Zollfreiheiten und politische Gerechtsame der Sache des einen oder des andern Prätendenten verpflichtet wurden, um so mehr wuchs ihre Neigung, die eigene Machtstellung zum Nachtheile der Reichsgewalt zu erhöhen. „Die Einheit war zerrissen, und die Glieder hatten das getheilte Leben sich angeeignet, es war in ihren Bestand verwachsen, sie fühlten sich in ihm, jedes einzelne für sich, erstarkt und vollkräftiger, und mochten sich, wie die Mächte des Niederreichs im Manichäism, nicht entschließen, das geraubte Licht wieder herauszugeben, damit es sich wieder sammele und in Ordnung sie beherrsche. Darum sah das Kaiserthum, das beinahe alle seine Gerechtsame verloren, auf eine bloß formale Macht sich zurückgesetzt, während alle Realität allein den Ständen zugefallen, ... und weil nun nicht, wie sonst, eine alles überwiegende Schwerkraft den Umkreis an die Mitte band, vielmehr eine stete Zwietracht beide auseinander hielt, darum mußte die Bahnlinie der untergeordneten Mächte, je länger je loser und schlaffer gebunden, sich mehr und mehr erweitern, und die Stände, mehr und mehr aus dem Verbande weichend, sich vereinzeln und sich auf sich selber setzen. So schlossen die Fürsten ihre Territorien ab und verbündeten sich zum Schutz und Trutz untereinander, bald auch mit der Fremde nach Willkür; das Standesinteresse der Geistlichen und Weltlichen schied sich schroffer und immer schroffer; die Städte schlossen sich in ihren Mauern, hinter Wällen und Gräben ab und hielten in ihren Bünden sich zu

einander; der Adel, zwischen sie und die Fürsten eingedrängt, bildete gleichfalls seine Genossenschaft“ [1]).

So schnell und tief war das kaiserliche Ansehen gesunken, daß ein simpler Ritter, Hermann von Rietberg, die Gemahlin König Wilhelm's, die sich in Begleitung des Grafen Adolph von Waldeck nach der Burg Trifels begeben wollte, gefangen nahm und nur gegen Lösegeld wieder entließ, und daß dem Könige selbst in Neuß das Haus über dem Kopfe angezündet wurde; und doch war Wilhelm wenigstens beständig im Reiche anwesend, während von den beiden spätern Rivalen Richard nur einige Mal zu vorübergehendem Aufenthalte, Alphons dagegen nie in Deutschland sich zeigte. Da war denn kein höherer Wille mehr vorhanden, der den auf die Vergrößerung ihrer Macht gerichteten Bestrebungen der Reichsfürsten und Grafen und den daraus entspringenden unaufhörlichen Fehden kräftig hätte Halt gebieten können. In Mitteldeutschland wurde die thüringische Hinterlassenschaft nach dem Aussterben des dortigen Fürstengeschlechtes in den fünfziger Jahren und bis in die Mitte des folgenden Jahrzehntes das Ziel verheerender Kämpfe zwischen Sophie, Tochter des Landgrafen Ludwig und der h. Elisabeth, welche für ihren Sohn Heinrich Hessen und die thüringischen Allode beanspruchte und in dem Herzog Albert von Braunschweig einen Bundesgenossen fand, und dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten, Sohn Dietrich's von Meißen und einer Schwester des Landgrafen Ludwig. Im Südosten ist das seit 1246 erledigte Herzogthum Oesterreich der Zankapfel mehrerer Bewerber und fällt endlich an den mächtigen Böhmenkönig Ottokar II., der lange vergebens auch Steiermark zu gewinnen sucht und dadurch in schweren Krieg mit Bela IV. von Ungarn sich verwickelt, welcher schließlich durch die Schlacht bei Kressenbrunnen auf dem Marchfelde 1260 zu seinen Gunsten entschieden wird. Im Südwesten ist Rudolph von Habsburg, eine Zeit lang eifriger und einflußreicher Anhänger der Partei seines Taufpathen, Kaiser Friedrich's II., seit 1242 in eine Reihe von Fehden verwickelt; während im Nordwesten die Gräfin Margaretha von Flandern wegen Hennegau Krieg gegen ihren Sohn Johann führt, der später, mit Adelheid, der Schwester König Wilhelm's, vermählt, an diesem eine Stütze erhält.

Während so die Großen fast nur auf die Erweiterung ihrer Hausmacht bedacht waren, anstatt auf das zu sehen, was zu des Reiches Nutz und Frommen dienen mochte, fand der kleine Adel Gelegenheit, in anderer Weise sich geltend zu machen. „Wenn die Katze fort ist, regieren die Mäuse“, um mit Bruder Berthold zu reden. Wollten die Fürsten

[1]) J. Görres in der Einleitung zu Diepenbrock, Heinrich Suso. S. XXVI.

in ihren Territorien sich möglichst wenig vom Kaiser dareinreden lassen, so suchten die Edelleute nicht minder auf ihren Burgen die unabhängigen Herren zu spielen, was ihnen oft um so leichter gelang, da die Fürsten, welche zu ihren häufigen Kriegszügen viel Geld bedurften, auf die Darlehen reicher Herren angewiesen waren. Sie schädigten die Städte und ihren aufblühenden Handel durch Forderung von Geleitzöllen, Kirchen und Klöster durch Brandschatzung, den meist noch freien oder wenigstens in sehr milder Hörigkeit stehenden Bauernstand durch Erpressung willkürlicher Abgaben und Frohndienste. Aus diesen Mißbräuchen entwickelte sich bald das reine Raubritterthum. „Damals aber," sagt die Chronik von Worms [1]), „stund's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß, wer der stärkste war, der schob den Andern in den Sack, wie er konnt und möchte: Die Reuter und Edelleute nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und sperrten die Päß und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach; daneben hatten etliche Herrschaften neue Zöll am Rheine aufgerichtet; auch war das arme Volk mit übermäßigen, unbilligen Schatzungen hoch beladen und beschwert."

Da vereinigten sich die Städte und bildeten Eidgenossenschaften zu gemeinsamer Abwehr gegen die Landfriedensbrecher und zu des Reiches Wohl. Die größte Bedeutung erlangte, leider nur für sehr kurze Zeit, der rheinische Bund vom Jahre 1254, dem auch Herren und Grafen in solcher Anzahl beitraten, daß, wie Weizsäcker nachgewiesen hat, die herkömmliche Bezeichnung „Städtebund" bei ihm nicht zutrifft. Auf verschiedenen Tagen zu Mainz, Worms, Oppenheim und Köln wurde u. A. beschlossen, alle ungerechten Zölle aufzuheben und die Friedensbrecher mit vereinten Kräften zu strafen; keine Kriegsfahrt solle unternommen werden, es sei denn nach reifer Berathung der Städte und Gemeinden. Die Edeln und Landherren sollen ihre Gerichte gerecht gebrauchen und ihre Rechte in allem behalten; auch sollen sie von den Leuten, die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen, nur die Dienste verlangen, welche sie und ihre Vorfahren seit dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren zu leisten gewohnt waren. Auch der Wucher der Juden wurde heilsam beschränkt, und ihnen nur noch 25 (!) Procent zu nehmen gestattet [2]). Nach dem Tode König Wilhelm's suchten die Städte zwar, wie schon oben bemerkt wurde, in gerechter Würdigung der durch die Uneinigkeit der Fürsten dem Reiche drohenden Gefahren, ihr Ansehen auch bei der Königswahl in die Waagschale zu werfen und beschlossen auf dem Tage zu Mainz am 12. März

---

[1]) W. Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte. Bd. II. S. 69.
[2]) Krebs, Deutsche Geschichte. Bd. III. S. 497 ff.

1256, an die Wahlfürsten Boten zu senden „mit der inständigen Bitte, zum Heile des gesammten Vaterlandes sich für eine Person zu einigen, damit nicht durch ihre Zwietracht der heilige Friede gestört werde"; und erklärten sogar, im Falle einer getheilten Wahl keinen der Gewählten anerkennen zu wollen. Als aber trotzdem die Doppelwahl stattfand, ließen die Städte sich in den Hader der Parteien hineinziehen, und der rheinische Bund, der so schöne Hoffnungen geweckt hatte, zerfiel nach kaum dreijährigem Bestehen.

Weniger als die durch feste Stadtmauern geschützten und im Waffenhandwerk meist wohlerfahrenen Bürger vermochten sich die Bauern gegen Vergewaltigung zu schützen, seitdem mit der Einführung des römischen Rechtes die gelehrte Rechtsverdrehung sich der brutalen Gewalt zur Unterdrückung der Armen und Wehrlosen verbündete. Hatten die Kaiser in dem fremden, heidnischen Rechte ein willkommenes Mittel zur Begründung und Durchführung ihrer absolutistischen Herrschergelüste gefunden, so bot es sich dem Adel als eine passende Handhabe, den Bauernstand in Abhängigkeit und Knechtschaft zu versetzen, indem man, die römischen Rechtsbestimmungen über die Servitus auf die deutschen Bauern anwendend, die freien Bauern in Hörige und die Hörigen der verschiedenen Abstufungen in wirkliche Leibeigene verwandelte, von denen man Frohndienste und Abgaben nach Belieben erpressen konnte. Wenn diese Uebelstände auch erst gegen das Ende des Mittelalters schreiend wurden, so traten sie mehr oder weniger doch schon im dreizehnten Jahrhundert zu Tage. Schon damals waren „ungerechte Steuer, ungerechte Vogtei, erzwungene Herberge, Zwangsabgabe (Nôtbête), Brand, Diebstahl und Raub, ungerechtes Gericht, ungerechte Zölle und Accise (Ungelt)" an der Tagesordnung. Der arme Mann aber lebte „kaum besser als seine Sau" (I, 58). In Folge dieser systematischen Aussaugung verließen die Bauern in Menge Haus und Hof, der Ackerbau lag danieder[1]), sogar communistische Ideen griffen im Volke Platz[2]). Zu dieser Zeit wurde es allgemein für eine Strafe des Himmels angesehen, daß vom hohen und niedern Adel Wenige ein hohes Alter erreichten und eines natürlichen Todes starben (I, 89), „denn weil sie die Armen ausplündern," sagte man, „werden sie von den Thränen der Armen vor der Zeit erstickt"[3]). Wohl fehlte es nicht an klar blickenden Männern, welche warnend daran erinnerten, daß ein zu straff gespannter Bogen zuletzt zerspringen muß; aber ihre Mahnungen verhallten meist ungehört, die Bedrückungen wurden

---

[1]) Caesar. Heisterbac. Homil. II. 61.
[2]) Ebend. III. 66.
[3]) Caesar. Heisterbac. Dialog. I. 26.

je länger desto ärger, bis die Reformation an den seit Jahrhunderten angehäuften Brennstoff den Zunder legte. Die nun erfolgende Explosion, der Bauernkrieg, machte das Reich in seinen Grundfesten erzittern.

Von der fortschreitenden Zersetzung auf dem politischen und socialen Gebiete konnte die mit dem bürgerlichen Leben damals so eng verwachsene und ohnehin an manchen innern Schäden leidende Kirche nicht unberührt bleiben. Das kirchliche Leben entfaltete sich zwar im dreizehnten Jahrhundert in unbeschreiblicher Herrlichkeit: Männer wie Alexander von Hales, Wilhelm von Paris, Vincenz von Beauvais, Albert der Große, Thomas von Aquin, Bonaventura erleuchteten die christliche Welt mit dem Glanze ihrer Wissenschaft und Heiligkeit; die beiden großen Mendicantenorden erneuerten durch ihr demüthiges Leben in freiwilliger Armuth das Bild der Urkirche; die fortdauernde Begeisterung für die Wiedergewinnung des heiligen Landes, wie die unübertroffenen Meisterwerke religiöser Kunst — die Grundsteinlegung des Kölner Domes fällt gerade in den Beginn des Interregnums — bezeugen die Tiefe und Energie des religiösen Gefühls, so daß das Jahrhundert im Großen und Ganzen den scharf ausgeprägten Charakter ernster Religiösität trägt. Doch fehlt es dem Lichtbilde nicht an tiefen Schatten; namentlich mußte das Umsichgreifen grundstürzender Irrlehren alle Wohlmeinenden mit Sorge um die Zukunft erfüllen. Folgende sieben Punkte werden als der wesentliche Inhalt der damaligen Ketzereien bezeichnet (I, 406): die Ehe sei sündhaft; die Obrigkeit habe nicht das Recht über Leben und Tod; die Sacramente und Sacramentalien seien nicht gnadenwirkend; ein Priester könne im Zustande der Todsünde nicht gültig lossprechen; das Schwören sei unerlaubt; Jeder habe das Recht und die Pflicht, die Bibel zu lesen; wer zwei Röcke habe und nicht einen davon verschenke, gehe ewig verloren (Communismus). Außerdem wird noch als Kennzeichen der Ketzer angeführt, daß sie den Sonntag nicht feiern (I, 268), Geheimlehren zu haben und mit der Geisterwelt zu verkehren vorgeben (I, 403).

In Deutschland scheinen zuerst die Waldenser, Poverlewe oder Poverdelewe (povers de leun, pauvres de Lyon) genannt, Eingang gefunden zu haben. Viel verbreitet waren, namentlich in den Rheingegenden, in Hessen, Baiern und Oesterreich, die Katharer, Gassars (ital. Gazzari), auch Patriner (wahrscheinlich von dem im elften Jahrhundert in Mailand gegen den pflichtvergessenen Klerus kämpfenden Volksbund, der Pataria), oder, weil sie mit der im dritten Jahrhundert von Manes gestifteten Secte sich vielfach berührten, Manichäer genannt. Ein Zweig dieser Secte waren die Sporer, welche ihren Namen von dem Katharerbischof Robert de Sperone aus dem zwölften Jahrhundert haben, nicht, wie man irrthümlich glaubte, weil ihr Stifter ein Spornmacher gewesen sei.

Daneben erscheinen die Runkeler oder Ringler, welche bei den lateinischen Schriftstellern Runcarii, auch Roncaroli heißen, ein Name von sehr zweifelhafter Ableitung. Einige denken an ein deutsches Dorf Runkel, Andere wohl mit mehr Recht an den italienischen Ort Roncaglia, oder an einen einsamen wüsten Ort (roncaria, runcarius i. e. ager incultus) als Versammlungsort der Ketzer. So Ducange, während Grimm den Namen mit dem langen Messer (runco), welches gewisse Ketzer trugen, in Verbindung bringt. Die Namen der pantheistischen Ortlieber und Sifrieder endlich weisen auf deutsche Sectenhäupter hin. Wenn in den Ketzerverzeichnissen des dreizehnten Jahrhunderts auch Arnaldisten, Anhänger des Arnold von Brescia, aufgeführt werden, so geschieht dies wohl nicht bloß, wie man geglaubt hat, der Vollständigkeit halber, als ob dieselben in Deutschland thatsächlich nicht vorgekommen wären. Wenigstens ist ein directer Einfluß Arnold's auf die Ketzerei am Rheine durchaus nicht unwahrscheinlich [1]). Von diesen Ketzereien sagt Möhler [2]): „Sie hatten vom Christenthum nichts mehr an sich; durch ihre Verwerfung der Ehe und Verwandtes hoben sie die Gesellschaft im Principe auf; sie waren antisocial, und sie forderten die bürgerliche wie die kirchliche Gesellschaft zum Kampfe heraus, da sie selbst die Fundamente derselben untergruben und sich immer weiter verbreiteten." Darum konnte sogar ein Fürst wie Kaiser Friedrich II., so wenig ihm persönlich an der Reinerhaltung des Glaubens liegen mochte, nicht umhin, die schon bei seiner Kaiserkrönung gegen die Ketzer erlassenen Gesetze wiederholt mit Strafverschärfungen zu erneuern. Er gab dadurch mit Anlaß zu jener großen Ketzerverfolgung, bei welcher der rücksichtslos strenge Konrad von Marburg, der Beichtvater der h. Elisabeth, durch unklugen Eifer sich hervorthat und einen gewaltsamen Tod fand.

Ohne den Einfluß von mancherlei Mißbräuchen im kirchlichen Leben auf die Entstehung gewisser Ketzereien des Mittelalters leugnen zu wollen, wird man doch eine Hauptursache des damaligen Sectenwesens in dem rationalistisch-materialistischen Lehrsystem des arabischen Philosophen und Aristotelikers Averroes (gest. 1198) erkennen müssen, welches, in christliche Kreise eindringend, einen maßlosen Wissensstolz und eine kein Glaubensgeheimniß mehr achtende Kühnheit der philosophischen Forschung weckte und die Civilisation des christlichen Abendlandes schwer bedrohte. „Als das Schlimmste gekommen war," sagt ein Kenner mittelalterlicher Zustände [3]), „da gab es keine monstra und portenta opinionum mehr,

---

[1]) Koch, die frühesten Niederlassungen der Minoriten im Rheingebiete. S. 61.

[2]) Kirchengeschichte, herausg. von Gams. Bd. II. S. 634.

[3]) Histor.-polit. Blätter. 1877, S. 444 ff.

welche nicht in den christlichen Schulen in den blasphemischsten Ausdrücken behauptet und vertheidigt worden wären. Nicht unser oder das vergangene Jahrhundert hat das ausschließliche Privilegium der Gottlosigkeit in der Wissenschaft. Alle Formen des Rationalismus, Naturalismus, Sensualismus, Pantheismus, Atheismus und Nihilismus, die in unsern späten Tagen zum Ausdruck kommen konnten, sind schon von mittelalterlichen Verirrungen vorweg genommen worden." Daß dieses Urtheil nicht zu viel behauptet, beweisen die haarsträubenden Irrthümer, welche eine ganze Reihe Pariser Gelehrten sich zu Schulden kommen ließ, so daß in den Jahren 1209 und 1215 ein kirchliches Verbot aristotelischer Schriften erfolgen mußte.

Zwar vermochte bei der damaligen Beschränkung der Wissenschaft auf die Schule, obwohl diese zur Weiterverbreitung des Irrthums sich alle Mühe gab, derselbe nicht in dem Maße, wie wir es gegenwärtig beklagen, in das Volk einzudringen; dennoch mußte die kirchliche Predigt auf allerlei Einwendungen gegen die Lehren und Gebote der Kirche Rücksicht nehmen, welche den auch in manchen Kreisen des ungebildeten Volkes herrschenden Geist offenbaren. Es deutet auf Indifferentismus hin, wenn man sagte: „Wer mag Recht haben, Juden, Heiden oder Ketzer? Ich weiß nicht, wie es steht, oder wer recht glaubt" (I, 44). Deismus zeigt sich in der Frage: „Was achtet der allmächtige Gott auf mein Paternoster, auf so ein kleines Ding? Wie möchte Er davon froh werden" (I., 201.)? Prädestinatianismus und Fatalismus verrathen Redensarten wie: „Der Mensch thue übel oder recht, soll er gerettet werden, so wird er doch gerettet; und wie wohl der Mensch thue in aller Welt, soll er zur Hölle, so muß er hin; und wie übel der thue, der zum Himmelreich soll, er kommt doch dahin" (I, 491). Etwas gemildert erscheint die Lehre von der absoluten Vorherbestimmung in dem Satze: Wer für die Hölle prädestinirt ist, muß zwar dahin; doch kann er ein so guter Mensch sein, daß Gott ihm in der Hölle die poena sensus erspart: „daz im got in der helle ein hûs machet, daz ihm niht wirret" (II, 227). Der fatalistische Irrthum war so verbreitet, daß die Ascetiker sogar die Warnung für nothwendig hielten, man solle in der Beichte seine Sünden nicht mit dem Fatum entschuldigen und nicht sagen: es war mir von Gott so bestimmt, daß ich das that (I. 348)[1]. Vermessenes, an die Sola-fides-Lehre erinnerndes Vertrauen auf die Erlösung durch Jesus Christus spricht sich in den Worten aus: „Gott läßt Niemand verloren gehen; als Er den ersten Menschen schuf, sah Er dem letzten unter die Augen" (d. h. Er faßte ihn in's Auge, nahm ihn in Seine Hut); „wähnet ihr,

[1]) Siehe auch Caes. Heisterb. Homil. IV. 22.

daß Er die Marter umsonst litt“ (I, 400)? Die Furcht vor der Hölle suchten nicht bloß Männer, sondern selbst Frauen, denen auch sonst noch leichtfertige Aeußerungen über Glaubenssachen zugeschrieben werden (I, 532), sich damit auszureden, es sei mit der Sünde so schlimm nicht, wie es die Pfaffen machten (I, 568), und es gebe nur drei Sünden, durch die man in die Hölle komme: Selbstmord, Gattenmord und Verrath seines Herrn (Felonie)[1]); auch sei Gott nicht so zornig, daß Er wegen einer einzigen Sünde einen Menschen verdamme (I, 532). Und am Ende, so meinten arge Spötter, könne man sich ja am jüngsten Tage unter all den Menschen verbergen (I, 400); oder wenn alles nichts helfe — nun denn, wer sich ein Mal an die Hölle gewöhnt habe, sei da so gern wie sonstwo (I, 386).

Leider besaß ein großer Theil des Seelsorgsklerus weder die wissenschaftliche noch die sittliche Tüchtigkeit, um den Gefahren der Zeit begegnen und die der Kirche geschlagenen Wunden heilen zu können. Die reich dotirten Stiftsherren, vielfach Sprossen der vornehmsten Geschlechter, pflogen nicht selten einer unedeln Muße in dem bunten Treiben der Städte und verzehrten hier die Einkünfte der Pfarreien, welche sie oft neben ihren Canonikatspfründen hatten, während sie die Seelsorge dürftig besoldeten Vicaren überließen, die außer den Ceremonien des Gottesdienstes und vielleicht einigen pastorellen Handgriffen wenig verstanden, da sie nie eine gelehrte Schule besucht hatten. Ein bedeutender Theil der Pfarrgeistlichen gehörte zu diesen sacerdotes illiterati, die das ganze Mittelalter hindurch von den sacerdotes literati oder eruditi oder scholastici genau unterschieden und von Letztern, wie von den in Klosterschulen gebildeten Predigern der Mönchsorden mit Geringschätzung angesehen wurden[2]). Und nicht ein Mal solche ungebildete Geistliche waren auf dem Lande in genügender Anzahl vorhanden, um den Gottesdienst zu halten und das Volk nothdürftig in der Religion zu unterrichten. Waren doch so manche Kirchen und Klöster durch Brand und Plünderung zu Grunde gerichtet, daß die Mittel zur Heranbildung und zum Unterhalte eines hinlänglich zahlreichen Klerus fehlten, und wo billig vier Priester sein sollten, oft kaum einer war (I, 364. 450). Wesentlich besser war es in den Städten um die Seelsorge bestellt (I, 323), wo ein in jeder Hinsicht trefflicher, seeleneifriger Pfarrklerus durch fleißiges Predigen das religiös-sittliche Leben frisch zu erhalten und namentlich dem Umsich-

---

[1]) Das wechselseitige Verhältniß von Herren und Untergebenen, die „Treue“, war dem Mittelalter hochheilig. Untreue galt als ein „Abfall von der heiligen Christenheit“. Norrenberg, Frauenarbeit. S. 35.

[2]) Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. S. 262.

greifen der Ketzereien mit Erfolg entgegenzuwirken verstand, so daß die Städter in Bezug auf Glauben und Sittlichkeit den Landleuten als Muster vorgestellt werden konnten (I, 323). Gepredigt wurde regelmäßig bei der Messe an Sonn- und Festtagen (I, 275), und selbst auf dem Lande gehörte das Anhören der Predigt zur pflichtmäßigen Sonntagsheiligung (I, 269). Berthold selbst predigte oft mehrere Tage nach einander und machte es seinen Zuhörern zur strengen Pflicht, fleißig die Predigt zu besuchen; auf diesen Punkt kommt er sehr oft zurück. Der Regularklerus wußte sich mehr als die Weltgeistlichkeit auf der Höhe seines Berufes zu halten, obschon er von Simonie nicht frei war, und die evangelische Armuth nicht überall streng beobachtet wurde, auch die Kriegsereignisse, welche sogar hinter den stillen Klostermauern ihr Echo fanden und Parteiungen hervorriefen, dem Gedeihen des klösterlichen Geistes nicht gerade günstig waren. Als tüchtig in Seelsorge und Predigt erscheinen besonders die neuen Orden der Dominicaner und Franciscaner; und es bezeichnete im allgemeinen Bewußtsein den höchsten Grad sittlicher Verkommenheit, wenn weder Prediger noch Mindere Brüder mehr Besserung schaffen konnten. Daß die Klöster überhaupt noch immer Pflanzschulen der Heiligkeit waren, dürfen wir schon aus dem Umstande schließen, daß Berthold, wo er die Lehre vom Ablaß erklärt und von den heiligen Menschen redet, deren stellvertretende Genugthuung den Sündern zu gute komme, sich damit begnügt, auf die unschuldigen Seelen hinzuweisen, die, in zarter Jugend in die Klöster aufgenommen, dort ein sündenreines, heiliges Büßerleben bis an ihr Ende führen.

In einer Zeit langen, erbitterten Kampfes gegen die Kirche und arger politischer Verwickelungen mußten selbstverständlich Zucht und Sitte großen Schaden leiden. Blutige Gewaltthaten, Wucher jeder Art und eine erschreckende Unsittlichkeit kennzeichnen jenes Vierteljahrhundert, welches unter dem Namen des Interregnums eine der dunkelsten Perioden in der Geschichte des deutschen Volkes bildet. Gerade dann aber wird das Eingreifen einer höhern Macht in das menschliche Durcheinander auch blöden Augen leicht erkennbar, wenn bei hoffnungsloser Zerfahrenheit aller Verhältnisse, wo selbst die Muthigsten nach langem, vergeblichem Ringen verzagend die Hände sinken lassen, der rechte Mann an der rechten Stelle erscheint, um entweder eine baldige Wendung zum Bessern herbeizuführen, oder wenigstens den Fortgang des Verderbens so lange aufzuhalten, bis durch das Zusammentreffen der nöthigen Bedingungen ein Umschwung möglich wird. In jener trostlosen Zeit nun, wo das Reich ein Spielball niedriger Leidenschaften geworden war, selbst der alte Glaube und mit ihm die gesammte Cultur des Abendlandes bedroht erschien, war ein schlichter Franciscanerbruder zu diesem großen Werke ausersehen.

Gerade als das Interregnum anfing, vor dem Jahre 1250, begann Berthold von Regensburg seine öffentliche Wirksamkeit als Prediger, von der Vorsehung dazu berufen, in der trüben, kaiserlosen Zeit mit der überzeugenden Kraft seiner Beredtsamkeit und durch das ergreifende Beispiel seines tugendhaften Wandels dem deutschen Volke die Wege zu weisen und das heilige Feuer des Glaubens und das Kleinod christlicher Sitte mitten in dem Sumpfe der allgemeinen Verderbniß auf bessere Zeiten hinüberzuretten.

II.

Berthold's Jugend. David von Augsburg. Apostolisches Wanderleben.

Er ist eine fast geheimnißvolle Erscheinung, dieser redegewaltige Mönch, und erinnert an Elias, den strengen Propheten, mit welchem ihn auch die Chronisten wegen der Kraft seines Wortes und wegen seiner außerordentlichen Thaten vergleichen [1]). Nur den höchsten Ideen geweiht, irdischen Interessen fremd, verschwindet seine Person ganz vor seinem heiligen Berufe: sein Wort, sein Amt ist alles, seine Person ist nichts. Wir wissen von seinem äußern Leben nur das Wenige, was die Chronisten, von dem wackern Abte Hermann von Niederaltaich an, darüber berichten. Das Meiste hat Pfeiffer zusammengestellt, und wurden diese „historischen Zeugnisse" bei der vorliegenden Arbeit hauptsächlich benutzt [2]). Dieselben geben uns über die Herkunft des berühmten Predigers keine Gewißheit. Auf die Ehre, sein Geburtsort zu sein, erheben mehrere Städte Anspruch. Nach der Seite Augsburg's neigt J. Grimm. Für Winterthur in der Schweiz trat seiner Zeit W. Wackernagel ein, und seine Meinung, obwohl

---

[1]) Hujus predicatoris verba utilia et magnifica facta ut alterius Helie peccatores convertentia ad dominum fuerunt, so lautet eine von dem Jesuiten Rader in seiner Bavaria sancta (München 1615) mitgetheilte Stelle aus einer alten Handschrift. Frater Bertholdus de Ratispona, praedicator magnus, qui quasi in spiritu Heliae, verbis tamquam facula ardentibus . . . . heißt es in Wadding's Franciscaner-Annalen.

[2]) Wenn K. Rehorn in seiner kritischen Beleuchtung der Chronistenberichte über Bruder Berthold's Leben („Germania". 26. Jahrgang, 3. Heft) die Glaubwürdigkeit derselben in manchen Einzelheiten in Frage stellt, so gilt dies doch hauptsächlich nur in Betreff der sagenhaften Ausschmückung von Berthold's Leben, wie sie besonders bei den spätern Chronisten begegnet. Ich glaubte aber auch von diesen mitunter recht schönen Zügen hier nicht Umgang nehmen zu sollen, da es uns interessiren muß, zu wissen, was sich das Volk von Berthold erzählte. Rehorn scheint, nebenbei bemerkt, die werthvolle Schrift von Jakob, „Die lateinischen Reden des seligen Berthold von Regensburg", Regensburg 1880, nicht gekannt zu haben.

von ihm selbst schon längst aufgegeben, wurde von Andern unbedachtsam weitergesprochen. Die größere Wahrscheinlichkeit hat Regensburg für sich; denn, um von den Chronisten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts und noch spätern Zeugnissen zu schweigen, sagt schon im Jahre 1340 Johannes von Winterthur, der noch mit Zeitgenossen Berthold's, die denselben persönlich gekannt hatten, verkehrte, Berthold sei „dem Vernehmen nach" in Regensburg geboren und erzogen worden. Lange hat man auch, irregeleitet durch die fehlerhafte Notiz eines Todtenbuches der Regensburger Minoriten über Berthold's Schwester Elisabeth, welche am 8. Juni 1292 starb, ihn für einen Sprößling des Regensburger Rathsgeschlechtes der Lech gehalten, bis Pfeiffer den Irrthum überzeugend nachwies. Derselbe schließt seine Untersuchung mit den dürren Worten: „Berthold's Geschlechts- und Familienname liegt für uns im Dunkeln" — immerhin ein Resultat, wenn auch nur ein negatives. Auch das Geburtsjahr Berthold's ist unbekannt. Es ist zwar seit Grimm herkömmlich, dasselbe um 1220 anzusetzen, doch scheinen mehrere Gründe dafür zu sprechen, daß es weiter in den Anfang des Jahrhunderts hinaufgerückt werden muß. Berthold sagt nämlich wiederholt, daß es zur Zeit, als er noch ein Kind war, keine „Pfennigprediger" gab, während Cäsarius von Heisterbach schon im Beginn der zwanziger Jahre sehr gegen diese trügerischen Ablaßprediger eifert[1]), wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Cäsarius vorzugsweise niederrheinische Zustände schildert. Da ferner die Predigten Berthold's unterschiedslos, auch die lateinischen des Rusticanus de Dominicis, welche vielleicht schon vor 1253, also in den ersten Jahren seiner öffentlichen Predigtthätigkeit verfaßt wurden, eine überraschende Bekanntschaft mit den Gewohnheiten, Tugenden und Fehlern der verschiedensten Stände verrathen, so wird er schon bei seinem Eintritt in's Kloster eine ziemliche Lebenserfahrung gehabt, also nicht im „zarten Alter" gestanden haben, während aus seiner Vertrautheit mit der deutschen Poesie, und sogar, wie es scheint, mit der Literatur der Ritterromane, zu schließen ist, daß er, bevor er in den Orden trat, schon mancherlei gelesen hatte. Auch hierdurch gewinnt die Annahme eines frühern Geburtsjahres an Wahrscheinlichkeit[2]). Das erste sichere Datum in dem Leben Berthold's ist das Jahr 1246, wo er urkundlich als Mitglied des Regensburger Minoriten-Convents und als einer der Visita-

---

[1]) Homil. III. 46. IV. 98. Dialog. VIII. 67. 68.

[2]) Auch A. Schönbach wird bei seiner — allerdings noch näher zu begründenden — Annahme, daß Berthold vor seiner Missionsthätigkeit „während einer langen, langen Zeit im Orden als Prediger wirksam war" (Anzeiger für deutsches Alterthum VII. 4. Sept.), genöthigt sein, das Geburtsjahr Berthold's bedeutend früher anzusetzen.

toren des dortigen Frauenstiftes Niedermünster erscheint. Schüler des h. Franz von Assisi waren im Jahre 1221 mit Bruder Cäsarius von Speyer an der Spitze nach Deutschland gekommen, um auch hier die Regel ihres Meisters zu verbreiten, und hatten sofort, wie in mehrern der bedeutendsten Städte des Reiches, so auch in Regensburg Aufnahme, hier jedoch erst 1226 förmliche Anerkennung gefunden und ein Kloster gegründet. Durch ihre freimüthige, volksthümliche Predigt und ihren heiligen Wandel erwarben sie sich sehr bald begeisterte Anhänger unter Geistlichen und Laien, und es konnte nicht fehlen, daß sie auch auf den geistesverwandten Berthold eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten. Berthold wurde ein Jünger des h. Franciscus und bildete sich unter dem Einflusse des berühmten Mystikers David von Augsburg zu dem unvergleichlichen, gottbegeisterten Prediger heran, den Mit- und Nachwelt in ihm bewundern.

David, wahrscheinlich zu Regensburg im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geboren, nimmt unter den Ascetikern jener Zeit eine bedeutende Stelle ein, und die Geschichtsschreiber sind voll des Lobes seiner Tugend und Gelehrsamkeit, von welcher eine Reihe hinterlassener Schriften in lateinischer und deutscher Sprache noch der Gegenwart Zeugniß gibt. Trithemius nennt ihn einen in den heiligen Wissenschaften wohlbewanderten Mann von ausgezeichnetem Lebenswandel und hervorragenden Prediger [1]). Pfeiffer, der genaue Kenner David's, sagt von ihm: „Es ist eine wahrhaft edele Persönlichkeit, die uns in David entgegentritt, voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung. Ueberall offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heilige Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst auf's strengste beurtheilt, für die Fehler Anderer aber ein Herz voll Schonung und Milde trägt. Ueberall zeigt er, daß der Geist der göttlichen Lehre in ihm lebendig geworden, und daß er in Wahrheit ein Lehrjünger Christi sei. Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken, ohne äußern Glanz und Flimmer, langsam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer. Ein solcher Mann muß zum Lehrer und Bildner der Jugend für besonders befähigt erscheinen, und gewiß hat die fleckenlose Reinheit seines Lebens, die Milde, Klarheit und Tiefe seines Geistes auf seine Schüler den mächtigsten Eindruck ausgeübt."

Zwar möchte ich Berthold nicht im gewöhnlichen Sinne einen Schüler David's nennen, da Beide, wenn die oben geäußerte Vermuthung richtig ist, ziemlich in demselben Alter standen, auch die italienischen Chronisten ihn nicht als „Schüler", sondern als Genosse (socius) David's

---

1) Pfeiffer, Deutsche Mystiker. 1, XXXI.

bezeichnen[1]); aber ohne Zweifel war der Verkehr mit dem trefflichen Manne für Berthold's inneres Leben und ascetische Ausbildung von der größten Bedeutung. Und insofern war er allerdings der Schüler David's, mit welchem ihn bald das engste Freundschaftsband verknüpfte. Nachdem David, wahrscheinlich im Jahre 1243, um bei der Gründung einer Ordensschule behülflich zu sein, nach Augsburg berufen worden war, richtete er an Bruder Berthold und die sämmtlichen Novizen zu Regensburg ein Schreiben, um seine ehemaligen Schüler, die der erprobten Leitung des erfahrenen Meisters schwer entbehren mochten, über seine lange Abwesenheit zu trösten. Außerdem widmete er Berthold allein, als dieser den Freund und Meister dringend um schriftliche Unterweisung im gottseligen Leben bat, den „Unterricht für Novizen" (Formula novitiorum)[2]); und es fehlt nicht an Andeutungen, daß auch „der Spiegel der Tugend" auf besondere Veranlassung Berthold's geschrieben wurde[3]). Die geistige Verwandtschaft und Herzensgemeinschaft dieser edeln Männer wurde eine so innige, daß sogar ihre Geisteserzeugnisse, obschon bei Beiden der Erguß der innersten Seele, mitunter verwechselt werden konnten, und noch immer über einzelne Stücke Zweifel bestehen, ob sie dem Lehrer oder dem Schüler angehören. Von David's Abhandlung „Der Spiegel der Tugend" einverleibte Kling ein größeres Bruchstück unter der Ueberschrift: „Eine geistliche Lehre von gutem Leben" den Predigten Berthold's, und weder er selbst, noch sein großer Recensent hat einem Zweifel daran, daß Berthold der Verfasser sei, Ausdruck gegeben, obschon die Verschiedenheit der Form Beiden aufgefallen ist. Anderseits ist der Herausgeber der deutschen Schriften David's selbst der Meinung, es könnten einige der abgedruckten Betrachtungen und Gebete von Berthold herrühren[4]). Eine eingehende Vergleichung der deutschen Schriften David's mit den Predigten Berthold's aber berechtigt jedenfalls zu dem Schlusse, daß Letzterer aus den Schriften seines Meisters Vieles in sich aufgenommen hat, und auch deshalb „Beider Gut oft nur mit Mühe geschieden werden kann"[5]). Eine Betrachtung David's[6]) ist von Berthold fast wörtlich in seine siebente Predigt (I, 98 f.) verflochten worden. David war nicht selten in Demuth der Begleiter Berthold's und neidloser Zeuge der großartigen Erfolge desselben auf seinen Missionsreisen durch ganz Ober- und Mitteldeutschland. Bei den Chronisten wird er darum genannt: „David, der mit Bruder Berthold ging". Er starb am 16. Nov. 1271 zu Augsburg, und die Münchener Handschrift bei Rader erzählt, daß sein Hinscheiden

---

[1]) Rehorn a. a. O. — [2]) Pfeiffer a. a. O. 1, XXVIII. — [3]) Ebend. 1, XLI.
[4]) Ebend. 1, XXXIX. — [5]) Joh. Schmidt, Ueber Berthold von Regensburg. S. 11.
[6]) Bei Pfeiffer, D. M. S. 385, Nr. 11.

zur nämlichen Stunde dem gerade in Regensburg predigenden Berthold geoffenbart wurde, der ihn der Fürbitte des versammelten Volkes empfahl und seinen Tugenden begeistertes Lob spendete, indem er eine Strophe aus dem kirchlichen Hymnus auf die heiligen Bekenner recitirte:

Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
Sobrius, castus fuit et quietus,
Vita dum praesens vegetavit eius
Corporis artus [1]).

In deutscher Uebersetzung nach Schlosser:

Wie fromm war er, wie weise, keusch und milde,
Wie rein und demuthsvoll nach Christi Bilde,
So lang die rauhe Pilgerschaft hienieden
Ihm war beschieden!

Die ersten Nachrichten von Berthold's öffentlichem Auftreten kommen aus Niederbaiern. Um die Mitte des Jahrhunderts trat der in klösterlicher Einsamkeit und Ascese herangereifte, mit vielseitigem Wissen ausgestattete, von glühendem Seeleneifer verzehrte Prediger seine apostolischen Wanderungen an. Sein Beruf war es ja nicht, während einer längern Reihe von Jahren den Samen des göttlichen Wortes von einer festen Kanzel auszustreuen, der keimenden Saat zu pflegen und allmälig die Früchte reifen zu sehen. Ihn rief es hinaus in's vielbewegte Leben. Als „Landprediger“ sollte er unstät die Gauen Deutschlands und der Nachbarländer durchwandern, „bestellt über Völker und über Königreiche, um auszurotten und zu zerstören und zu vernichten und niederzureißen und zu bauen und zu pflanzen“ [2]), heut' an der Donau, morgen am Rhein, jetzt im Böhmer- und Thüringerwald, dann im Schwarzwald und in den Vogesen. Versuchen wir es, an der Hand der Chronistenberichte ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen.

Unter den Wirren des Interregnums hatte nicht am wenigsten der Südwesten, dieser von Alters her empfindlichste Theil Deutschlands [3]), zu leiden. Dort erscholl auch zuerst und am häufigsten die ernst strafende und mild tröstende Stimme des großen Bußpredigers. Er hatte schon um's Jahr 1250, als Regensburg noch sein ständiger Aufenthaltsort war, einen bedeutenden Ruf als Prediger und erhielt von da an viel-

---

[1]) Es ist dies die ältere Fassung der zweiten Strophe des schönen Hymnus Iste confessor, der, wie manche andere Hymnen des Breviers, im fünfzehnten Jahrhundert mehrfache Veränderungen erfahren hat.

[2]) Jerem. 1, 10.

[3]) W. H. Riehl, Land und Leute. Stuttg. 1861. S. 348.

fache Einladungen nach andern Orten. Im November 1253 predigte er in Landshut „und hatte große gnaden in seinen predigen". Auf dem dortigen Schlosse hauste Herzog Otto II. von Baiern, der, im Anfange seiner Regierung durch Regententugenden ausgezeichnet, später, als Anhänger Kaiser Friedrich's II. vom Papste gebannt, ein heftiger Verfolger des Klerus und Unterdrücker der Armen wurde. Berthold wohnte, so lange seine Missionsthätigkeit ihn in Landshut festhielt, auf dem Schlosse des Herzogs; und gern mochte er die Einladung dazu angenommen haben, indem er die Gelegenheit benutzen wollte, den Fürsten mit der Kirche auszusöhnen und freundlichern Gesinnungen gegen die Geistlichkeit zugänglich zu machen. Abt Hermann von Altaich erzählt, damals sei ein armer Bauersmann auf dem Schlosse erschienen und habe Zutritt zum Herzog verlangt, um ihm seinen baldigen Tod anzukündigen, wenn er sich nicht bekehre. Dieser Auftrag sei ihm in einer Erscheinung in der Nacht vor dem Feste des h. Erzengels Michael geworden. Da er jedoch nicht vorgelassen wurde, theilte er dem Bruder Berthold die Vision und den erhaltenen Befehl mit. Ob des Letztern Ermahnungen in Folge dessen eine günstigere Aufnahme gefunden haben, wissen wir nicht. Otto aber starb wenige Tage später, in der Nacht vor dem Feste des h. Apostels Andreas, eines jähen Todes. Im folgenden Jahre kam Berthold an den Rhein und predigte während der Octav des Festes Mariä Himmelfahrt zum ersten Male in Speyer bei der vor der Stadt gelegenen Kirche zum h. Germanus, kehrte zu Anfang des Jahres 1255 dahin zurück und predigte am Dreikönigenfeste innerhalb der Stadt. Von Speyer zog er predigend durch's Elsaß und kam in die Schweiz, wo er die Städte des Aargau's und Thurgau's, Wyl, Klingnau und Zürich wiederholt besuchte. In demselben Jahre hielt der „gute selige Landprediger" zu Constanz bei der Einweihung der Franciscanerkirche die Festrede [1]) und kam vermuthlich schon im darauffolgenden Jahre zum zweiten Male dahin. Wie es scheint, besuchte er bei dieser Gelegenheit abermals die Schweiz, und zwar den Canton Graubündten, wo er durch eine Predigt den Ritter Albert von Hohensaxen so heilsam erschütterte, daß derselbe das widerrechtlich in Besitz genommene Schloß Wartenstein und die Vogtei an das Kloster Pfäfers im Jahre 1257 zurückgab. Ueber Berthold's Aufenthalt im Jahre 1258 fehlt jede Andeutung. Gegen Ende des Jahres 1259 aber finden wir ihn wiederum in der Nähe des Rheines, wo durch seine Vermittelung ein langwieriger Zehntstreit zwischen dem Ritter Ludwig von Liebenzell und der Markgräfin Irmingard von Baden auf friedlichem Wege geschlichtet wird.

---

[1]) Koch a. a. O. S. 23.

Nachdem Berthold ein volles Jahrzehnt hindurch das südwestliche Deutschland, wie der Chronist sagt, wunderbar erleuchtet und durch Lehre und Beispiel zahllose Sünder zu Gott bekehrt hatte, wandte er sich in den sechsziger Jahren den östlichen Ländern, Oesterreich, Mähren, Böhmen [1]), Schlesien zu, um auch hier durch sein Wort, welches „wie ein scharfes Schwert in die Herzen drang", die Verirrten zu Gott und der Tugend zurückzuführen. In Glatz wurde noch lange die sogenannte „Bertholds-linde" gezeigt, wo der große Prediger einst Tausende um sich versammelt hatte. Selbst bis nach Ungarn scheint er gekommen zu sein; wenigstens wird glaubwürdig berichtet, daß er viele Ungarn, welche durch die heidnischen Cumanen, einen tartarischen Stamm, zum Abfalle vom Christenthum waren verleitet worden, zum Glauben zurückgeführt habe. Nach Jahrhunderten sah man noch die Nachkommen der Bekehrten dankbar an seinem Grabe knieen. In den slavischen Ländern bediente Berthold sich, wie der h. Bernhard bei seiner Kreuzpredigt in Deutschland, eines kundigen Ordensbruders als Dolmetscher. Ein solcher mit Namen Oderink starb ihm in Glatz. Vielleicht auf der Rückkehr aus Böhmen oder Schlesien kam er durch Thüringen, wo man während der Predigt leuchtende Kronen über seinem Haupte schweben sah. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Berthold auch dem sel. Albert dem Großen, der von 1260—1262 zu Regensburg die Mitra trug, näher getreten ist, da man wenigstens für das Jahr 1260 von einer auswärtigen Thätigkeit Berthold's nichts weiß, und wohl anzunehmen ist, daß Albert, dem sein Vorgänger das Bisthum nicht in gutem Zustande übergab, eine so bedeutende Kraft auch einigermaßen für die Hebung der Religiösität und Sittlichkeit in der eigenen Diöcese verwenden wollte. Dabei mag dahingestellt bleiben, ob das von Wackernagel [2]) aus einer Pergamenthandschrift des vierzehnten Jahrhunderts veröffentlichte Gespräch zwischen den beiden großen Männern über einige Fragen aus dem geistlichen Leben echt ist. Dasselbe ist übrigens ohne Bedeutung.

Daß Berthold auf seinen Reisen mancherlei Gefahren zu bestehen hatte und viel Seltsames erlebte, wird man gern glauben. Daß er aber eines Tages, wie sein Zeitgenosse und Ordensbruder Salimbene berichtet [3]), von einem Raubritter gefangen und zum Tode verurtheilt, diesen und sein ganzes Raubgesinde durch eine ergreifende Bußpredigt bekehrte und ihn selbst sogar in den Franciscanerorden aufnahm, war gewiß eines seiner

[1]) So Pfeiffer. Vielleicht aber fällt Berthold's Missionsreise nach Böhmen früher, schon vor das Jahr 1253. Siehe Rehorn a. a. O. S. 333.

[2]) Haupt, Zeitschrift f. d. Alterth. Bd. IV. S. 575.

[3]) Bei Hofmann, Zeugnisse über Berthold von Regensburg: in den Sitzungsberichten der königl. baier. Akad. d. Wissensch. 1867. II.

interessantesten Erlebnisse. Die Chronisten berichten auch über Wunder, die er gewirkt haben soll. So habe er, erzählt zuerst Salimbene und nach ihm Marianus bei Wadding, um einen Wechsler zum Glauben an den Werth der Ablässe zu bekehren, demselben durch eine Frau die zehn Tage Ablaß, welche er ihr kurz vorher nach dem Schlusse einer Predigt in gewohnter Weise mit päpstlicher Vollmacht verliehen hatte, zum Kaufe angeboten. Als der Wechsler in spöttischem Sinne scheinbar auf den Handel einging und die eine Waagschale mit Geldmünzen füllte, während die Frau auf die andere Waagschale hauchte, habe dieser Hauch eine so große Summe Geldes aufgewogen, als hinreichte, um die Frau aus ihrer augenblicklichen drückenden Noth zu befreien. Ein anderes Mal, wo ein Unschuldiger in Gefahr war, wegen eines angeblich von ihm verübten Mordes hingerichtet zu werden, habe Berthold den Körper des Erschlagenen vor das Gericht bringen lassen und genöthigt, selbst den wirklichen Mörder zu offenbaren.

Zu Berthold's Predigten strömten alle Stände so zahlreich herbei, daß zuweilen ernste Verlegenheiten aus Mangel an den nothwendigen Lebensmitteln zu befürchten waren. Hermann von Altaich, sein Zeitgenosse, spricht von 40,000 Zuhörern, eine Zahl, die bei spätern Chronisten auf 100,000 und sogar 200,000 steigt[1]). Wenn Berthold irgendwo predigte, leerten sich auf viele Meilen in der Runde Klöster, Burgen und Werkstätten, und wurde es den Bauern schwer, das nöthige Gesinde auf ihren Höfen zurückzuhalten. Ein Ackerknecht, der schweren Herzens, empfangener Weisung folgend, mit den Ochsen zum Pflügen auf's Feld ging zu einer Zeit, wo Berthold in der Gegend predigte, hörte, als er am frühen Morgen eben die Arbeit beginnen wollte, die Stimme des sechs Meilen entfernt predigenden Berthold. Alsbald spannte er die Ochsen aus, setzte sich hin und horchte der Predigt, von der ihm kein Wort entging. So erzählt Salimbene. Es wird von den Chronisten als bemerkenswerth notirt, daß Berthold beim Predigen von den Entferntesten gerade so gut wie von den Nächststehenden verstanden wurde, und daß nie Einer vor dem Schluß der Predigt wegging. Ueber letztere Unsitte wird im Mittelalter, wo die Predigten oft sehr lang waren, häufig geklagt. Weil die Kirchen natürlich manchmal nicht die ungeheuere Menge der Zuhörer fassen konnten, predigte Bruder Berthold, wenn die Jahreszeit es erlaubte, im Freien. Vor den Stadtthoren auf dem Felde, unter der gewölbten Krone einer alten Linde, wurde ihm ein hölzernes Gerüst errichtet, und nachdem

---

[1]) In Wirklichkeit scheint nach einer Andeutung Berthold's selbst (I. 379, 4), wie Schönbach (a. a. O. S. 385) richtig bemerkt, die Zahl der Zusammengekommenen auch bei günstigern Verhältnissen weit unter 20,000 geblieben zu sein.

er durch ein an einem Faden fliegendes Federlein den Wind erforscht hatte, ließ er die Menge in der gefundenen Richtung sich setzen[1]) und redete mit dem Winde. Dort unter dem blauen Himmel, auf blumigem Wiesenteppich, einen prächtigen Eichenwald vor Augen, wußte dann der zu frommer Naturbetrachtung angelegte Jünger des h. Franciscus Wiese und Wald, Blumen und Bäume, Sonne, Mond und Sterne in seine lebensvollen Bilder zu verweben und seiner Predigt durch Anknüpfung an die Oertlichkeit concrete Gestalt und locale Färbung zu geben. Leicht mochte da auch irgend ein Zwischenfall die Aufmerksamkeit der Zuhörer ablenken. Darum fordert er sie, wenn er Wichtiges sagen will, auf, fleißig Acht zu geben und nicht aufzuschauen, „wenn auch ein goldenes Vöglein daherflöge".

Die anstrengenden Wanderungen werden verhältnißmäßig früh Berthold's Kraft gebrochen haben; wenigstens verlautet nichts von größern Reisen in den letzten zehn Jahren seines Lebens; er scheint vielmehr seine Wirksamkeit auf sein engeres Vaterland und namentlich auf Regensburg beschränkt zu haben. Eine im Jahre 1692 von dem Weihbischof Albert Ernst zu Regensburg ausgestellte Urkunde bezeichnet ihn, wohl auf Grund einer örtlichen Ueberlieferung, als Domprediger daselbst.

III.

Berthold's Lebensende und Nachruhm. Charakteristik.

Die relative Muße seiner letzten Lebensjahre mag Berthold vorzugsweise zu schriftstellerischer Thätigkeit verwendet haben. Er verfaßte nämlich, wenn wir von gewissen deutschen Schriften, die ihm noch beigelegt werden, absehen, folgende lateinische Werke, welche durch ältere, theilweise gleichzeitig lebende Schriftsteller verbürgt sind: 1) De religiosae vitae institutione, 2) Expositio Apocal. S. Ioh. Ap., 3) lateinische Predigtwerke. Während aber die beiden erstgenannten Schriften trotz sorgfältiger Nachforschungen in in- und ausländischen Bibliotheken bis jetzt nicht wieder aufgefunden wurden, sind glücklicher Weise von den ohne Zweifel bedeutendsten Werken Berthold's, den Predigtsammlungen, sehr viele Codices vorhanden, von welchen Herr Domcapitular Jakob in Regensburg mehr als zwanzig einer eingehenden Prüfung unterzogen hat. Das hochinteressante Resultat derselben, welches über manche Berthold

[1]) Daß die Geschlechter auch im Freien getrennt saßen, glaubt Schönbach (a. a. O. S. 384) aus dem raschen Uebergang von den Frauen zu den Männern I. 331, 6 u. sonst schließen zu dürfen.

betreffende Fragen neues Licht verbreitet, ist niedergelegt in der schon wiederholt erwähnten Schrift: „Die lateinischen Reden des seligen Berthold von Regensburg", welcher die nachfolgenden Notizen entnommen sind. Die lateinischen Predigtwerke Berthold's enthalten im Ganzen 393 Reden und sind folgende: 1) Rusticanus de Dominicis, 2) Rusticanus de Sanctis, 3) Commune Sanctorum Rusticani, 4) Sermones ad Religiosos et quosdam alios, 5) Sermones speciales sive extravagantes. Rusticanus ist das lateinische Wort für Landprediger, was beinahe die stehende Bezeichnung für Bruder Berthold bei den Chronisten ist. Der Rusticanus de Dominicis scheint zuerst, danach, zwischen 1253 und 1263, der Rusticanus de Sanctis verfaßt zu sein, das reichhaltigste und anscheinend am meisten verbreitete Predigtwerk Berthold's. Das Commune Sanctorum Rusticani dürfte gleichzeitig mit dem Rusticanus de Sanctis entstanden sein und wurde von Berthold selbst bei seinen Predigtvorträgen am häufigsten benutzt. Ob die Sermones ad Religiosos alle von ihm selbst zusammengestellt wurden, und wann diese Reden entstanden sind, ist ungewiß. Ebensowenig läßt sich über die Entstehungszeit der Sermones speciales (Gelegenheitsreden) Sicheres feststellen.

Ueber die Fragen nach dem Ursprunge der deutschen Predigtsammlungen und dem Verhältnisse der deutschen Predigten Berthold's zu seinen lateinischen herrschte lange so große Ungewißheit, daß Wackernagel sogar den Gedanken äußert, ob nicht der deutsche und der lateinische Berthold zwei Personen seien. Jakob hat diese Fragen im Ganzen schon richtig beantwortet, ihre volle und endgültige Lösung aber haben sie durch den von dem Minoriten P. Fidelis a Fanna entdeckten Prolog[1]) zu den Sonntagspredigten gefunden. In diesem Vorworte klagt Berthold nämlich darüber, daß seine Predigten von wenig unterrichteten Zuhörern seien

[1]) Derselbe scheint den Forschern noch wenig bekannt geworden zu sein; er wurde von P. Zeiler in der Liter. Rundschau 1881, Nr. 3 veröffentlicht und lautet: Istos sermones ea necessitate coactus sum notare — cum tamen invitissime hoc fecerim — quod cum praedicarem eos in populo, quidam simplices clerici et religiosi, non intelligentes, in quibus verbis et sententiis veritas penderet, voluerunt notare sibi illa, quae poterant capere, et sic multa falsa notaverint (notaverunt?). Quod cum ego deprehendissem, timui, ne si talia populo praedicarent, qualia ipsi notaverant, populus in errorem duceretur per falsitates illas; et hac necessitate coactus sum ipse notare, quod praedicavi, ut ad istorum sermonum exemplar alia falsa et inordinate notata corrigerentur. Nec est necesse, ut alii literati et periti eos conscribant, cum multo meliores sermones a magistris facti sunt, qui sufficiant ad omnem aedificationem et eruditionem fidei et morum. Et ideo relinquant istos rudibus et simplicibus mihi similibus, et qui alta et subtilia capere non possunt; quia nec in sententiis nec in dictamine aliquid praetendunt, quod si a literatioribus appetendum vel curandum.

aufgezeichnet worden, wobei viele Irrthümer sich eingeschlichen hätten. Er habe sich dadurch genöthigt gesehen, seine Predigten selbst niederzuschreiben, damit nach diesen lateinischen Aufzeichnungen die deutschen Nachschriften berichtigt werden möchten, und die Irrthümer nicht unter das Volk kämen. War das nun zwar der nächste Grund, der Berthold sehr wider seinen Willen zum Schreiben veranlaßte, so verband sich damit doch auch der Wunsch, andern Predigern ein homiletisches Hülfsmittel darzubieten. Daher die öfters vorkommenden Fingerzeige, wie eine Predigt am besten für die Kanzel einzurichten, und die häufigen Verweisungen auf andere Stellen, wo der betreffende Gegenstand weitläufiger behandelt sei; daher auch in den lateinischen Reden mehr gelehrter Apparat, fleißigere Quellenangabe und ausgiebige Benutzung der Spruchpoesie. Sie sind eben, wie die Homilien des Cäsarius von Heisterbach, Materialienpredigten. Daß sie auch dem Bruder Berthold selbst, wenn nicht als Concepte, doch als Grundlage und Vorarbeit für den deutschen Predigtvortrag gedient haben, ist zwar nirgendwo gesagt, aber bei einer Vergleichung der lateinischen mit den deutschen Predigten unverkennbar. Die Uebereinstimmung ist stellenweise eine wörtliche.

Die von Laband[1]) vertretene Ansicht, daß Berthold auch den Schwabenspiegel verfaßt habe, ist hinfällig geworden, seitdem Ficker in seinen Untersuchungen über die Entstehungszeit des Schwabenspiegels[2]) das Jahr 1275 als frühesten Termin für die Abfassungszeit des Rechtsbuches sichergestellt hat. Jedoch nimmt auch Ficker einen Einfluß Berthold's auf die Entstehung des Werkes an, sei es, daß seine Predigten bei der Abfassung desselben benutzt wurden, oder daß er gar selbst bei den Vorarbeiten betheiligt gewesen. Nach der genauen Untersuchung von Rockinger[3]) verräth nun zwar die Vorrede des Schwabenspiegels gar sehr den Einfluß der Predigten Berthold's (und der Schriften David's von Augsburg); dagegen hat das Rechtsbuch selbst nur die Abhandlung über Ehehindernisse und Ehescheidung aus Berthold's Predigt „Von der Ehe“ aufgenommen und gibt im Uebrigen keine Anhaltspunkte an die Hand, aus welchen mit Nothwendigkeit auf eine Benutzung von Predigten Berthold's geschlossen werden müßte. Jakob[4]) scheint sogar jede directe oder indirecte Beziehung Berthold's zum Schwabenspiegel auszuschließen, indem er auf gemeinsame Quellen hinweist, aus welchen sowohl der Verfasser des Schwabenspiegels wie Bruder Berthold geschöpft habe. Die Frage

---

[1]) Beiträge zur Kunde des Schwabenspiegels. Berlin 1861.

[2]) In den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 77. S. 795 ff.

[3]) Berthold von Regensburg und Raimund von Peniafort im sogenannten Schwabenspiegel (Abhandl. der baier. Akad. der Wissensch. III. Cl. XIII. Bd. III. Abth.).

[4]) A. a. O. S. 178.

ist somit noch eine offene und wird wohl nicht eher endgültig entschieden werden, bis Berthold's lateinische Reden gedruckt vorliegen.

Am 14. December 1272[1]) starb der „Völkerlehrer", wie er in mehrern Nekrologien genannt wird, und wurde in der Minoritenkirche zu Regensburg, in der Kapelle des h. Onophrius, begraben. Ein Stein mit dem Bilde eines Franciscanermönches und der Umschrift: Anno Domini MCCLXXII. XIX. Kal. Jan. Θ fr. Bertholdus, predicator ordinis fratrum minorum bezeichnete bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die Stätte, wo der „größte Redner unseres Volkes" ruhte, auf den Schall der Gerichtsposaune harrend, welchen die Völker der Vorzeit oft mit Schrecken aus seinem Munde zu vernehmen glaubten. Im Anfange des dreißigjährigen Krieges, etwa 1626, wurde das Grab des Bruder Berthold auf Befehl des Bischofs Albrecht IV. geöffnet, die Gebeine in eine Truhe gelegt und versiegelt, während des Krieges bald dahin, bald dorthin geflüchtet, später über dem Grabe selbst eingemauert, und, nachdem sie im Jahre 1692 durch den Weihbischof Albert Ernst in einen bessern Schrein übertragen worden, wie auch schon früher, der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Vermuthlich bei der Profanirung der Kirche im Jahre 1811, als die Onophriuskapelle in ein Montur-Depot verwandelt wurde, kamen die Ueberreste des Seligen in den Dom, wo sie im Jahre 1838 wieder aufgefunden wurden und noch gegenwärtig bewahrt werden, aber nicht in einem in Gold und Silber gefaßten Reliquienschrein, „der sein Dasein dem frommen, vielleicht nicht ganz uneigennützigen Sinn der Ordensgenossen Berthold's verdankt", wie Pfeiffer phantasirt, sondern in einem sehr unscheinbaren Glaskasten[2]). Als bei der erwähnten Profanirung alle Grabsteine aus der Minoritenkirche öffentlich an den Meistbietenden verkauft wurden, kam wohl auch der Grabstein des Bruder Berthold in Privatbesitz. Er wurde in einem Privathause wieder aufgefunden und ist einstweilen in dem Cömeterium der Canoniker am Dome untergebracht.

Man kann sich leicht den Eindruck vorstellen, welchen in den Landen fern und nah die Kunde von dem Hinscheiden des großen Predigers und Volksfreundes machen mußte, dem die Einen den ungestörten Besitz und Genuß des väterlichen Erbes, Andere die Beilegung langen, unseligen Haders, Unzählige die Bewahrung oder Wiedererlangung des Seelenfriedens verdankten. Noch lange gedachte man, im Hinblick auf mancherlei

---

[1]) Als Todestag steht XIX. Kal. Jan. fest. Gegen Pfeiffer, welcher dieses Datum auf den Tag der h. Lucia, den 13. Dec., glaubt deuten zu sollen, siehe Rehorn a. a. O. S. 319.

[2]) Jakob a. a. O. in der Vorrede.

Aergernisse in der Kirche, an den heiligen Wandel des „süßen Berthold" und klagte wehmüthig: „Man vindet brüeder niht, als bruoder Berhtolt was." Bis in's sechszehnte Jahrhundert war sein Grab das Ziel frommer Wallfahrer, denn er lebte im Andenken des dankbaren Volkes fort als ein großer Wunderthäter und Prophet, und man erinnerte sich in bösen Zeitläuften, daß Berthold dieselben vorausgesagt. Noch im Jahre 1544 nahm ein protestantischer Prediger zu Frankfurt in eine Sammlung von Prophezeiungen über das Weltende eine Weissagung unter dem Namen Bruder Berthold's auf [1]). Die ihm zugeschriebenen Aussprüche beziehen sich zumeist auf bevorstehendes Kriegselend und schwere Zeit, z. B. „Wenn Rom vor die Thüre des Hauses kommt [2]), so werdet ihr schlimme Zeiten erleben"; oder

„Wenn die newen sit der gewant
und die kurzen röck auf stânt
sô hat die wârhait abegang".

Eine von Ottokar aus Steiermark in seiner österreichischen Reimchronik mitgetheilte Prophezeiung über die Zukunft Böhmens, welche mit den Worten beginnt: „Wê dir, Pêheim, und ach!" stimmt mit dem wirklichen Verlauf der Geschicke dieses Landes genau überein. Merkwürdiger aber, als diese Weissagungen, deren Echtheit immer zweifelhaft bleibt, ist ein Ausspruch über das Weltende, welches man zu Berthold's Zeiten für nahe bevorstehend hielt, in der Predigt „Von zwei Wegen, der Marter und Erbarmung": „Und da (nämlich zur Zeit des Antichristen) wird Einer aufstehen, der ist mir gleich und sagt: »Ich bin's, Bruder Berthold, und alles zumal, was ich euch je sagte, das ist allesammt gelogen. Ihr sollt euch nun an den halten, der da ist der wahre Gott, an den sollt ihr glauben«. Da kehret euch nicht daran, denn es ist ein Teufel in meiner Gestalt" (I, 172). Diese Stelle sagt deutlicher als die fabelhaften Ziffern seiner Zuhörerschaaren, welch ein Ansehen ohne Gleichen Berthold genoß, und wie mächtig sein Wort auf die empfänglichen Gemüther wirken mußte.

Es kann darum nicht auffallen, wenn eine berühmte Seherin, Agnes Blannbekin († 1313 zu Wien) ihn wegen seiner Lehrgabe und Heiligkeit als einen zweiten h. Ambrosius verehrte, Andere ihn dem h. Antonius von Padua an die Seite stellten, und Dichter, durch die Erzählungen von dem heiligen Wandel und der mächtigen Predigt des frommen Ordensbruders begeistert, sein Lob sangen:

---

[1]) Leyser bei W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten. S. 356.

[2]) Dum Roma ante fores domus veniet.

„Bruoder Berhtolde tet ê got grôz wunder kunt:
durch sînen munt
rett got von himelrîche.
er sprach sô wirdiclîche:
„„diu dinc, die vor geschehen sint, geschehent noch tegelîche:
diu welt diu nimt an triuwen abe und treit ein valsch gemüete.““
Er sprach: „„diu swert diu werdent wider einander gân,
man siht ûf stân
daz niemen volget mêre
vater noch muoter lêre.
die alten sint der jungen spot, swar ich der lande wêre[1]),
diu werlt diu solte versinken gar: sô nert[2]) uns gotes güete.
Meineider der ist worden vil.
nu merke, waz ich dir sagen wil:
roub noch enstil[3]),
du niht verhil[4]),
du sage dem priester ûf ein zîl[5]),
wan ez ist niht ein kindes spil:
swer sîner schult ze bîhte kumt, den fliuht der helle glüete!““

Man vindet brüeder niht als bruoder Berhtolt was,
nît unde haz
den tragent ouch die pfaffen.
füllen unde laffen[6])
des pflegent sie“ ..... [7]).

Sogar über die Alpen und nach England gelangte die Kunde von Berthold, dem gewaltigen deutschen Prediger. Sein italienischer Ordensbruder Salimbene spricht es als die Ueberzeugung Aller aus, die ihn gehört hätten, daß seit den Tagen der Apostel Deutschland einen ähnlichen Prediger nicht gehabt habe; und der gelehrte Roger Bacon gibt ihm das Zeugniß, daß er allein mehr durch seine Predigt gewirkt habe, als vielleicht alle andern Brüder des Franciscaner- und Dominicanerordens zusammengenommen[8]). Und doch waren die Mitglieder dieser beiden Orden berühmt wegen ihrer volksmäßigen, hinreißenden Beredtsamkeit.

Bruder Berthold scheint nicht durch irgendwelche Besonderheiten seines Privatlebens die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Man

---

[1]) wohin ich nur komme. — [2]) rettet. — [3]) raub' und stiehl nicht.
[4]) verhehle nicht. — [5]) bis auf's letzte, d. h. alles ohne Ausnahme.
[6]) prassen und schwelgen.
[7]) Das Gedicht, welchem die Stelle entnommen ist, wird Frauenlob beigelegt.
[8]) Bei Hofmann a. a. O.

weiß nur, daß er „ein tugendhaftes und heiliges Leben führte, wie es für einen Religiosen sich geziemt", und daß er ein „Liebling Gottes und der Menschen" war. Seine schlichte Gläubigkeit und streng kirchliche Gesinnung ist auch von protestantischer Seite unumwunden anerkannt worden. Doch mochte ihn dies nicht ganz vor der zweifelhaften Ehre bewahren, mit so manchen Andern als Vorläufer der Reformation für den Protestantismus in Anspruch genommen zu werden. Jedem unbefangenen Leser Berthold's kann es freilich nur ein Lächeln abnöthigen, wenn da als eigenthümlich bedeutsam hervorgehoben wird, daß er mehr als das Römische das allgemein Christliche betone, auch die Heiligen in auffallender Weise vernachlässige, und daß er freimüthig die bei der Ablaßpredigt und beim Wallfahrten unterlaufenden Mißbräuche tadele. Daß Berthold sich nicht veranlaßt sehen konnte, seinem Publicum Controverspredigten zu halten, ist ja klar; daß er die Heiligen nicht vernachlässigt hat, beweisen, um von den deutschen Predigten abzusehen, die 125 Predigten im Rusticanus de Sanctis und die 75 im Commune Sanctorum Rusticani. Gegen die Unterstellung aber, daß er die Ablässe und Wallfahrten an sich mißbillige, verwahrt er sich selbst sehr entschieden: „Das rede ich nicht darum, daß ich St. Jakob seine Pilgrime entführen möchte, da wäre ich zu krank zu" (I, 493); „dafür wäre er mir zu hoch, ich rede es um der Gerechtigkeit willen" (I, 459). Er empfiehlt sogar öfters das Wallfahrten und den Gebrauch der Ablässe als gottgefällige Bußübungen.

Berthold's kindlicher Glaube und tiefe Frömmigkeit waren aber erleuchtet von dem Lichte so umfassender und tiefgehender Kenntnisse in den heiligen und weltlichen Wissenschaften, wie sie eben ein strebsamer Geist in jener wissenschaftlich sehr hoch stehenden Zeit sich anzueignen vermochte. Seit Karl dem Großen hat ja wohl kein Jahrhundert eine bedeutendere Anzahl wissenschaftlich hervorragender Männer hervorgebracht, wie das zwölfte und die erste Hälfte des dreizehnten[1]); nie war das Streben nach geistiger Ausbildung ein so reges und allgemeines: wie hätte ein Berthold davon unberührt bleiben können? Er hätte ja nicht jene hohe Begabung und Empfänglichkeit für alles Wahre und Schöne besitzen müssen, wenn er aus den kühnen Forschungen so vieler großen Gelehrten seiner Zeit und aus dem innig vertrauten Umgange mit Männern wie David von Augsburg und vielleicht selbst Albert dem Großen nicht reichen Nutzen für die Bildung seines Geistes geschöpft hätte. In der That hat Jakob in Berthold's lateinischen Predigten eine so bedeutende Kenntniß und umfassende Benutzung der Wissenschaft entdeckt, daß es keineswegs

[1]) Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 548.

bloß als eine schöne Redensart erscheint, wenn Johann von Winterthur ihn einen Mann von hoher Bildung und großer Belesenheit (magnae literaturae) nennt, und daß die Meinung, Berthold sei wenig gebildet und selbst in theologischen Dingen höchst mangelhaft unterrichtet gewesen[1]), für die Zukunft aufgegeben werden muß. Ein näheres Eingehen auf die wichtige Frage nach Berthold's wissenschaftlicher Bildung scheint hier geboten.

Mit der theologischen Wissenschaft zeigt sich Berthold vollkommen vertraut, obschon er — nach Weise des Mittelalters — im homiletischen Vortrage zwischen Dogmen und Schulmeinungen oder volksthümlichen Ansichten nicht immer sorgfältig unterscheidet. Wegen seiner genauen Bekanntschaft mit der h. Schrift glaubt Jakob[2]) ihn zu jenen außerordentlichen Männern zählen zu dürfen, von denen gesagt wurde: sollten die heiligen Schriften verloren gehen, man könnte sie aus deren Gedächtniß wiederherstellen. Wenn die deutschen Predigten dieses ungewöhnliche Lob auch nicht ganz zu rechtfertigen scheinen, so ist doch so viel gewiß, daß die öfters begegnenden groben Irrthümer bei Anführungen aus der Bibel (ebenso bei Erwähnung geschichtlicher Daten) nicht Berthold, sondern den unkundigen Aufzeichnern seiner Vorträge oder den Abschreibern der Handschriften zur Last fallen; dieselben waren ja gerade für ihn, wie bereits gesagt, die nächste Veranlassung zur Abfassung seiner lateinischen Predigtwerke. Daß er aber mitunter biblische Begebenheiten, z. B. die Berufung Gedeon's (I, 37), den Fall Salomon's und die Beschreibung von dessen Hoflager in der zwölften Predigt phantastisch-weitläufig ausschmückt, beweist durchaus nicht, daß er die betreffenden Berichte der h. Schrift ungenügend gekannt und etwa aus einer deutschen Bearbeitung der Bibel geschöpft habe[3]). Er mochte sich wohl zu solcher weitern Ausführung der biblischen Erzählungen um der größern Anschaulichkeit willen berechtigt glauben. Ebensowenig darf es auffallen, daß er den heiligen Text sehr oft nicht wörtlich, sondern mit Vorliebe paraphrasirend wiedergibt, da das Mittelalter auf Genauigkeit in diesen Dingen überhaupt weniger Sorgfalt verwendete. Von Vätern und Theologen citirt er, oft ohne sie zu nennen, Dionysius, den angeblichen Areopagiten, die hh. Ambrosius, Hieronymus, Chrysostomus, Anselmus, Bernhard, die beiden Victoriner Hugo und Richard, St. Isidor, am häufigsten aber Augustinus und Gregor, dessen Homilien im Mittelalter als das nothwendigste Handbuch des

---

[1]) Man sehe z. B. Stromberger, Berthold von Regensburg. S. 49. Schon die Kenntniß der deutschen Predigten hätte Stromberger abhalten sollen, so leichtfertig über Berthold abzusprechen.

[2]) Jakob a. a. O. S. 125. — [3]) Grimm a. a. O. S. 237.

Predigers galten. Auch Beda und dessen Glossator, der englische Mönch Bridfert, scheinen ihm nicht fremd geblieben zu sein. Berthold's Bekanntschaft mit den heiligen Vätern beschränkte sich auch nicht auf eine zufällige Kenntniß einiger Citate, sondern war eine Frucht umfassendster Belesenheit in ihren Schriften, aus denen er viele seiner scheinbar originellsten Gedanken schöpft, so daß nach Jakob's Urtheil[1]) in seinen sämmtlichen Predigten nicht zehn Anwendungen aus dem Alten Testamente sich finden, für welche nicht in den Auslegungen Jener die Begründung, wenigstens die Hindeutung zu suchen wäre. In kirchenrechtlichen und moralischen Fragen waren, wie aus seinen lateinischen Reden erhellt, die Summa theologiae universalis des Alexander von Hales und nächst dieser die Summa casuum poenitentiae des h. Raymund von Pennafort seine Hauptautoritäten. Letztere ist z. B. in der Predigt „Von der Ehe" fleißig benutzt. Daneben nennt er wiederholt einen Magister Gaufredus, wahrscheinlich Goffredus de Trano († 1245), den Verfasser einer viel gebrauchten Summa super libris Decretalium[2]). Demnach würde Berthold das bedenkliche Lob, welches ihm von Wackernagel gespendet wird, daß er aus sich selber schöpfe und nach Autoritäten nicht frage, ganz gewiß nicht angenommen haben, da er zwar in der Art und Weise, wie er die Sache gab, seiner Eigenart folgte, doch in der Sache selbst durchaus an dem Alten, Ueberlieferten, durch Autoritäten Gewährleisteten festhielt.

Von den profanen Wissenschaften zog ihn namentlich die Sternkunde mit ihren unergründlichen Geheimnissen an, und was er darüber in encyklopädischen Werken, wie sie im Mittelalter viel gebraucht wurden, — man denke an das Speculum universale des Vincenz von Beauvais — gelesen hatte, das wendete er gern in seinen Predigten an. Freilich sind seine Kenntnisse in der Astronomie, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, stark mit abergläubischen Meinungen versetzt; wie denn auch seine Mittheilungen aus der Naturgeschichte weniger um ihres positiven Gehaltes willen, als vielmehr wegen so vieler eigenthümlichen Anschauungen und oft schönen Sagen, die, zum Theil aus dem klassischen Alterthum stammend, in den Schulen ohne weitere Prüfung als sichere Wahrheit gelehrt und überliefert wurden, unsere Aufmerksamkeit verdienen. Im letzten Abschnitte dieser Schrift sollen Berthold's astronomische, naturwissenschaftliche und medicinische Kenntnisse eingehender gewürdigt, auch seine Nachrichten über mittelalterliche Rechtspflege gesammelt werden. In letzterer Hinsicht sei hier nur bemerkt, daß die Predigten Berthold's eine ungewöhnliche Kenntniß der rechtlichen Verhältnisse, namentlich des Deutschspiegels, verrathen, die Vergleichungen und Bilder sehr häufig

---

[1]) A. a. O. S. 125. — [2]) Jakob a. a. O. S. 133 f.

aus dem Staatsrecht und dem Proceß wählen und manchfache Verhältnisse und Sätze des Privatrechts und Strafrechts, besonders locale Rechtsgewohnheiten, berühren, was Laband[1]) auf die Vermuthung brachte, Berthold habe in Italien studirt und daher seine „hohe Bildung". Für die Beurtheilung seiner Sprachkenntnisse bieten die deutschen Predigten nur wenige Anhaltspunkte. Dem Mittelalter galten die drei Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch, weil sie sämmtlich bei der h. Messe Verwendung finden, als heilige Sprachen[2]), und es ist darum an und für sich noch kein Beweis eines tiefern Verständnisses derselben, wenn Berthold sie als „die alleredelsten unter den 72 Sprachen" charakterisirt: die hebräische, „weil sie die erste ist unter allen Sprachen", die griechische, „weil sie tief ist an dem Sinne", die lateinische, „weil sie die schönste ist" (I, 496. II, 76). Citate aus lateinischen Klassikern kommen in den deutschen Predigten selten vor; in den lateinischen dagegen werden, wie Jakob mittheilt, Prudentius und Ovid öfters, Virgil ein Mal genannt. Es ist sattsam bekannt, wie naiv das Mittelalter oft in der Ableitung und Erklärung der Wörter verfuhr, und an interessanten Beispielen dafür fehlt es auch bei unserm Berthold nicht. Das Wort Wittwe (von vidua) deutet er: wîte wê. Wittwe, sagt er, das ist ihr Name, weil ihnen nun allenthalben weh ist, „in ist al umbe sich wîte wê", denn sie drücket nun Manches mit Gewalt, mit Schmähung . . . (I, 330). Der vierte Wochentag, meint er, sei nach dem Mercurius, dem mittlern unter den sieben Planeten, Mittwoch oder Mittich genannt, denn der Stern heißt Mercurius, „dâ von, daz er ein mitteler ist", d. h. der mittlere zwischen drei und drei (I, 55. II, 235). In der Ableitung des Wortes Ketzer von Katze war ihm schon Alanus ab Insulis vorangegangen[3]). Ueberhaupt sind ihm für manche Namendeutungen, z. B. Jupiter, „quasi juvans pater", offenbar Autoritäten maßgebend. Oft bezweckte das Mittelalter mit derartigen Ableitungen nichts weniger als eine philologisch richtige Etymologie, sondern ausgesprochener Maßen nur eine sinnige Anwendung von Wörtern und Namen. Die Bekanntschaft Berthold's mit der vaterländischen Literatur wird u. A. durch ein Citat aus Titurel bezeugt (I, 157). Er weiß auch aus dem Talmud zu erzählen,

[1]) A. a. O. S. 10 f. Die Stellen, welche Berthold dem Spiegel deutscher Leute entlehnt, hat Rockinger a. a. O. gesammelt.

[2]) Es war Volksglaube, man dürfe nur in diesen drei Sprachen beten.

[3]) Die Bollandisten (zum 18. April) verwerfen noch die Ableitung von dem griechischen καθαρός und halten an der volksthümlichen Erklärung fest. Auch eine Reformations-Streitschrift aus dem Jahre 1589 sucht unter Anführung der Stelle I. 402, 25 ff. diese Ableitung zu verwerthen. Der betreffende Passus des Flugblattes ist mitgetheilt in Herrig's Archiv XLIII, 125 f.

wenn schon nichts Gutes (I, 401), und hat einige Kenntniß der französischen und italienischen Sprache. Berthold gibt auch Proben aus einer arithmetischen Fingersprache, Algorismus genannt (I, 331), die seinen Zuhörern und selbst vielen Gelehrten unbekannt sei. Er führt dieselbe auf das alte Judenthum zurück (II, 193). Die älteste Schrift jedoch, welche davon handelt, ist von dem Griechen Nikolaus Smyrnäus im achten Jahrhundert v. Chr. verfaßt, während Plutarch, Plinius, Quintilian und noch mehrere römische Schriftsteller die Fingersprache erwähnen. Berthold hat wohl aus Beda's des Ehrwürdigen Abhandlung De loquela per gestum digitorum geschöpft.

Ein hervorstechender Charakterzug Berthold's war die völlige Losschälung von der Welt und das gänzliche Aufgehen in seinem heiligen Berufe, die Gewohnheit, alles aus höhern Gesichtspunkten zu beurtheilen, alles auf Gott zu beziehen und den menschlichen Dingen nur insofern, als sie für das Seelenheil Bedeutung haben, Werth beizulegen. Aus dieser ernsten Geistesrichtung erklärt sich wohl am besten die auffallende Thatsache, daß Bruder Berthold, dem selbst die geringfügigsten Vorkommnisse des Alltagslebens nicht zu unbedeutend sind, um sie in seiner Predigt zu verwerthen, fast nie eine Anspielung auf die politischen Kämpfe seiner Zeit sich gestattet, obgleich gerade Regensburg stark in dieselben verwickelt war, und sein Wort großes Gewicht bei Hohen und Niedern hatte. Die Welthändel sind ihm völlig fremd. Immer das Höchste im Auge behaltend, frei von unlautern Nebenabsichten, von kernhafter Frömmigkeit, aller Falschheit abhold, dringt Berthold auch bei seinen Zuhörern unablässig auf die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, unbarmherzig alles Scheinwesen zerstörend. Er wird nicht müde, den „Geizigen" zuzurufen, daß weder Uebungen der Frömmigkeit noch Werke der Nächstenliebe sie vor der Hölle bewahren können, wenn sie nicht wiedererstatten. „Mancher versucht, ob ihm irgend eine andere Arznei helfen möchte, und spricht also: Bruder Berthold, ich wollte ein Kloster bauen, da man immerdar Gott diente. — Sieh', du mußt erstatten und wiedergeben! — Bruder Berthold, ich wollte das Kreuz nehmen und über Meer fahren oder gen Rom oder zu St. Jakob. — Du mußt erstatten und wiedergeben! — Bruder Berthold, ich wollte in ein Kloster fahren, Gottesdienst alle Tage hören und wollte da hingeben, daß man Wein von mir hätte manchmal im Jahr, und daß ein Licht von mir brännte das Jahr hindurch. — Sieh', du mußt erstatten und wiedergeben; wie lange soll ich dir das sagen? und lass' das Kloster ohne Wein und ohne Licht. Ich spreche mehr. Sähest du, daß halt die Zwölfboten hungrig vor dir säßen und meine Frau St. Maria: lass' Maria hungern, lass' die Zwölfboten hungern und gib es, dem du es von Rechts wegen sollst;

denn deß könnten dich alle Päpste nicht entheben, noch alle Patriarchen, noch alle Propheten" (II, 52 f). Ein Feind äußerer Werkgerechtigkeit, entschuldigt er eher den, der an Fasttagen Fleisch ißt, als den, der sich, das Kirchengebot beobachtend, im Wein übernimmt (II, 16), und meint, es seien manch tausend Seelen in der Hölle, die des Himmelreiches gewiß zu sein wähnten, da sie lebten, die viel Gutes thaten mit Gebet, mit Almosen, mit Fasten, mit Messestiften und Gottesfahrten und andern guten Dingen und nun doch verdammt seien, weil sie die wahre Weisheit nicht hatten (I, 3).

Die vorherrschende Strenge seines Charakters wird jedoch durch viele Züge kindlicher Demuth und herzlichen Erbarmens so gemildert, daß sie dem oberflächlichen Beobachter leicht entgehen mag. Anstatt nach dem Beispiele mancher seiner Ordensbrüder die Weltgeistlichen herb zu beurtheilen und ihr Ansehen beim Volke herabzudrücken [1]), nimmt er dieselben, obschon er mit großer Liebe an seinem Orden und dessen heiligem Stifter hing, gegen ungerechte Angriffe gern in Schutz, befleißigt sich selbst da, wo er ihre Fehler rügen muß, einer weisen und ehrfurchtsvollen Zurückhaltung und richtet bescheiden seine Belehrungen nur an die jungen Priester, „denn die alten wissen es selber wohl". Strenge dagegen tadelt er sich selbst und seine Ordensbrüder, daß sie der Heiligkeit ihres Berufes nicht ganz entsprechen. „Warum," ruft er ihnen zu, „werden die keine Engel, die mit uns verkehren? Weil sie an uns keine Engel finden" (II, 271). Rührendste Demuth athmet zumal der herrliche Prolog zu den Sonntagspredigten. Derselbe Mann, der im Bewußtsein seines ungewöhnlich erfolgreichen Wirkens sich gewissermaßen als ein Zeichen zum Falle und zur Auferstehung Vieler bei dem nahe gedachten Weltende hinstellen durfte, hält doch seine Predigten für an sich so wenig bedeutend, daß er es in keiner Weise glaubt billigen zu können, wenn man dieselben zur Erbauung künftiger Leser und anderweitiger Benutzung aufzeichnet. Er verweist lieber auf „die viel bessern Predigten" anderer Meister, denn die seinigen seien für schlichte und ungebildete Leute, wie er selbst, bestimmt und hätten weder in Form noch Inhalt irgend etwas, was Gebildete ansprechen könnte. Wer Berthold kennt, weiß, daß dies in seinem Munde keine bloßen Redensarten sind.

Obschon Berthold sich der Gunst der Großen wie der Anhänglichkeit der niedern Volksklassen in seltenem Maße erfreute, wußte er sich doch nach beiden Seiten seine Unabhängigkeit zu wahren: der Papst wie der letzte Kleriker, der Kaiser wie der Bauer mußte sich die Ermahnungen des armen Barfüßers gefallen lassen.

---

[1]) Koch a. a. O. S. 93 f.

Was Berthold nicht müde wurde den „Herren“ als ihre Standespflicht immer und immer wieder in's Gedächtniß zu rufen, daß sie Wittwen und Waisen und jedes gekränkte Recht sollen schirmen mit dem Schwerte, das ihnen die Kirche geweiht, das that er selbst nach Kräften mit dem schneidigen Schwerte seines Wortes. Tief von der Wahrheit durchdrungen, daß der Christ nichts anderes als die Sünde fürchten dürfe, hält er dem hohen und niedern Adel, der keinen höhern Richter über sich erkennen mochte, seine gegen die arme Landbevölkerung, sowie gegen Kirchen und Klöster verübten Gewaltthaten vor und tritt — immer mit weiser Mäßigung — für die Rechte der Unterdrückten und des geringen Volkes ein, mit um so größerm Nachdruck, da er als vielgesuchter Rathgeber und Beichtvater mit den Verhältnissen der Bevölkerung in ihren höchsten wie in ihren untersten Schichten wohl vertraut war. Er geht dabei von dem richtigen Gedanken aus, daß leibliches und geistliches Wohl oft in der innigsten Wechselbeziehung steht: „denn ein jeglicher Mensch muß davon desto kränker an der Seele sein und werden, wenn man ihn verdirbt an dem Gute, außer die ganz vollkommenen Leute“ (I, 116). Aus seinen vielen hierher gehörigen Bemerkungen ließe sich ein kleines Compendium der Gesellschafts- und Wirthschaftslehre herstellen, das mehr Weisheit enthalten würde, als die umfangreichen Werke mancher modernen Nationalökonomen. Berthold war freilich kein Socialpolitiker von Fach, hat aber für die Heilung der socialen Schäden seiner Zeit Großes geleistet. So war er auch, um dies hier nebenbei zu bemerken, kein Poet, aber ein bedeutendes Dichtergenie, kein Kunstredner, aber ein vollendeter Meister der Rede. Er hatte eben von allem die Sache und den Kern, während Andere den Namen haben und mit dem leeren Scheine prunken.

Mehrere Begebenheiten sind uns überliefert, welche in Berthold nicht bloß den eifrigen Fürsprecher der Armen und Elenden, sondern auch den Mann der hülfreichen That erkennen lassen. Im Thurgau in der Schweiz wurde eine Dirne durch seine Predigt so erschüttert, daß sie ihren sündhaften Wandel öffentlich bekannte und Besserung gelobte. Sofort richtete Berthold an seine Zuhörer die Frage, ob Jemand aus Liebe zu Gott seine verirrte, aber nun bekehrte Tochter zur Ehegattin nehmen wolle. Wirklich erklärte sich Einer dazu bereit, und Berthold versprach ihm zehn Pfund als Mitgift, welche er alsbald unter der anwesenden Menge collectiren ließ; er übergab sie dem Manne und empfahl das Mädchen seiner treuen Hut. Zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in der Schweiz hätten auch die Bewohner von Winterthur den bereits Hochberühmten gern in ihren Mauern gesehen. Auf eine an ihn gerichtete Einladung aber gab Berthold zur Antwort, er werde nur unter der Bedingung kommen, daß man zuvor eine gewisse drückende und ungerechte

Steuer abschaffe. Da die herrschende Partei der Geschlechter (burgenses) sich dazu nicht verstehen wollte, beharrte er trotz oft wiederholter Bitten auf seiner Weigerung und mied die Stadt, während er sich längere Zeit in der Umgegend aufhielt. Vielleicht dürfen wir in der Stelle II. 161, 7 ff., wo er eine ungenannte Stadt in ziemlich erregter Weise tadelt, weil sie von den Fremden Zoll zur Erbauung ihrer Mauern fordert, eine Anspielung auf diese Angelegenheit erblicken[1]).

Daß bei Berthold's großer Gemüthstiefe sein Mitgefühl nie in Sentimentalität ausartete, verhinderte seine kerngesunde Natur. Er, der mit dem größten Verbrecher, wenn er sich bekehrte, herzinniges Mitleid hatte, forderte doch (in tiefer Erregung) gegen vornehmes und gemeines Gesindel die Anwendung der grausamen Strafen jener Zeit (I, 364).

Das war Bruder Berthold. Einfältig und rein, demüthig und arm, sanft, aber bei aller Milde stark, tiefen Gemüthes, aber voll Naivetät und frischer Laune, reich an Liebe zu Gott und den Menschen, dem Wissen nicht abhold, aber hoch über alles Wissen das Können und rechte Thun stellend — so ist er das treue Abbild seines geistlichen Vaters, des wunderbaren Heiligen von Assisi, dessen zarten Natursinn und ritterliche Neigungen sogar wir bei ihm wiederfinden. Die Schule des h. Franciscus mußte läuternd und vertiefend auf Berthold's Naturanlagen wirken, die so ganz mit dem Geiste und Ziele des Franciscanerordens übereinstimmten. Auch das in diesem Orden vorwaltende, so zu sagen, demokratische Element sehen wir in Berthold in der edelsten Weise repräsentirt; seine echte Frömmigkeit und lautere Gesinnung bewahrte ihn vor demagogischen Ausschreitungen, von welchen sich in etwas späterer Zeit manche seiner Ordensbrüder nicht frei gehalten haben.

„Der minner prüeder orden het einen man
erzogen, dem het got getân
gnâden genuog.
an pfefleicher[2]) chunst war er chluog,
man jach[3]) auch, daz er waer
ain gar guot predigaer“[4]).

Bei der Darstellung seiner Predigtweise werden wir Berthold noch allseitiger kennen lernen; denn seine Rede war der unverfälschte Ausdruck

---

[1]) Auf dem Reichstage zu Mainz 1235 hatte Kaiser Friedrich II. die Bestimmung erlassen: Wer Burgen oder Städte bauen will, soll es mit seinem und nicht mit seiner Landsleute Gut thun; und wer Zoll dafür erhebt, über den soll man richten wie über einen Straßenräuber. Krebs a. a. O. III, 437.

[2]) pfäfflicher, geistlicher. — [3]) sagte. — [4]) Ottokar's Reimchronik bei Pfeiffer.

seines Denkens und Wollens, er gab in jeder Predigt gleichsam ein Stück von seinem Herzen.

IV.

Berthold im Kampfe mit den herrschenden Lastern und Gebrechen seiner Zeit.

Berthold ließ es bei seiner Missionsthätigkeit eine seiner ersten Sorgen sein, den gefährdeten gläubigen Sinn des Volkes zu pflegen und echte Religiösität zu fördern. Oft und nachdrücklich spricht er von der Nothwendigkeit des Einen, wahren, „alten" Glaubens und warnt vor unverständigem Nachgrübeln, Disputiren mit Juden — eine Lieblingsgewohnheit des Mittelalters — und Umgang mit Ketzern, über deren Gewohnheiten und gefährliches Treiben er seine Zuhörer genau unterrichtet. Von den „wohl anderthalbhundert" Secten nennt er eine Anzahl, deren Namen zumeist dem Tractat De inquisitione haereticorum seines Lehrers David, theilweise auch dem Ketzergesetze Friedrich's II. vom Jahre 1224 entnommen sind. Ihren gemeinsamen Namen „Ketzer" aber, meint er, habe Gott ihnen nicht umsonst gegeben: er hätte sie ja auch Hünder, oder Mäuser, oder Vogeler, oder Schweiner, oder Geißer heißen können, aber er hieß sie Ketzer, weil sie sich so heimlich machen können wie die Katze, und dann großen Schaden anrichten. Nachdem er diese Ableitung des Wortes mit gewissen Eigenthümlichkeiten, welche die mittelalterliche Naturkunde der Katze zuschrieb, noch weitläufiger zu begründen gesucht hat, warnt er seine Zuhörer, daß sie den angeblichen Geheimnißlehren der Ketzer über Gott und die Engel nicht Glauben schenken und vor jeder Annäherung derselben sich hüten sollen; ihm wäre um seine Schwester angst und bange, wenn er sie in einem Lande wüßte, wo nur ein einziger Ketzer wäre. Sogar sich selbst hält er in ihrer Nähe nicht für sicher, und wenn er auch einen so festen Glauben zu haben vermeine, wie ihn von Rechts wegen jeder Christenmensch besitzen soll, wollte er doch lieber ein ganzes Jahr lang in einem Hause sein, darin fünfhundert Teufel wären, als auch nur vierzehn Tage lang mit einem Ketzer in einem Hause wohnen. Es wird ihm beinahe schon unheimlich bei dem Gedanken, daß sich unter seinen Zuhörern ein Ketzer befinden könnte. Daher die ängstliche Frage: „Wie, Ketzer, bist du irgend hier? Nun wolle der allmächtige Gott, daß keiner vor mir sei!" Alsbald aber beruhigt er sich und seine Zuhörer, lauter ehrenfeste Bürger von Augsburg, mit der Versicherung, die Ketzer hüteten sich wohl, in die Städte zu kommen, denn da seien die Leute

gut unterrichtet und würden den Wolf im Schafspelz bald erkennen; hingegen gingen sie gern auf die Weiler und Dörfer und machten sich sogar an die Kinder heran, die auf dem Felde die Gänse hüten (I, 402 f.). Da es nun fast nicht möglich sei, einen Ketzer, wenigstens einen, der lange in Ketzerei gelebt hat, zu bekehren, so sei dem Verderben kaum anders Einhalt zu thun, als dadurch, daß man die Sectirer dem weltlichen Richter überantworte und unschädlich mache und jeden Verkehr mit ihnen meide. An sieben Merkmalen erkenne man die Ketzer[1]); davon sollte man ein Lied machen und es die Kinder lehren. „Ist vielleicht ein guter Meister hier, daß sie neuen Sang davon singen, die merken mir diese sieben Worte gar wohl und machen Lieder davon: daran thut ihr gar wohl; und macht sie kurz und leicht, daß Kinder sie gut lernen können, denn so lernen die Leute allgemein selbige Dinge und vergessen sie desto weniger“ (I, 405 f.).

Ohne Zweifel sind auch gewisse fast unzählige Mal bei Berthold wiederkehrende Aussprüche, obschon er es nicht ausdrücklich sagt, gegen bestimmte Irrlehren gerichtet. Dem viel verbreiteten Fatalismus gegenüber betont er unaufhörlich und mit größtem Nachdruck die Willensfreiheit des Menschen (z. B. I, 50). Weil die Ketzer lehrten, daß für schwer Gefallene eine Versöhnung mit Gott nicht mehr möglich sei, versäumt Berthold nicht leicht, wo er von dem ewigen Verderben des Sünders spricht, hinzuzufügen: „Buße nehme ich allezeit aus“ (z. B. I, 143). Weil behauptet wurde, die materiellen Dinge seien nicht von Gott, sondern von einem bösen Princip geschaffen (I, 405), wird Berthold nicht müde, zu wiederholen, „daß der allmächtige Gott alle Dinge geschaffen hat uns zu Dienst und Nutzen für Leib und Seele“ (z. B. I, 202). Weil die Irrlehrer das Alte Testament verwarfen, kommt Berthold immer und immer wieder darauf zurück, daß alles, was in der neuen „Ehe“ zu unserm Heile geschah und geordnet ward, in der alten „Ehe“ vorgebildet ist (z. B. I, 457. 463); ein Gedanke, der dem gläubigen Volke so wohl bekannt war, daß es einer so oftmaligen Wiederholung für dieses nicht bedurft hätte. Hieraus erklärt sich auch das häufige Zurückgehen Berthold's auf das Alte Testament, worin man mit Unrecht eine Vernachlässigung des Neuen Testamentes hat finden wollen.

Indem Berthold den letzten Grund aller Ketzereien in dem „selbherren Willen“ erblickt, warnt er auch vor jenem in dem „einkriegen Muthe“, d. h. Eigensinn, wurzelnden und auch damals ziemlich verbreiteten dummstolzen Absprechen über Glaubenssachen, das zwar nicht ketzerisch heißen will, aber oft noch schlimmer ist als Ketzerei (I, 531).

---

[1]) Siehe oben S. 6.

„Was man ihnen in der Kirche da vorprediget von dem allmächtigen Gott, von Sünden oder von Almosen, oder von Tugenden, oder von Untugenden, oder von unrechtem Gute, das widerkrieget er alles und widerprediget er mit allem Fleiß und mit allem seinem Sinne und macht, daß mancher Mensch fällt aus dem Wege der rechten Werke und auch manchmal des rechten Glaubens. Denn einfältige Leute sehen ebenso schnell der Lüge in den Mund wie der Wahrheit" (I, 532).

In Verbindung mit der Ketzerei, dieser „großen Mordaxt" des Teufels, spricht Berthold noch von einem „kleinen Mordäxtlein, das ist halbe Ketzerei und ermordet die allermeisten der Dorfleute" (II, 70), denn es ist Todsünde (II, 18). Er meint abergläubische Meinungen und Gebräuche, die er mit Einem Worte als Unglauben bezeichnet und bald mit heiligem Ernste, bald mit feinem Spott bekämpft. Er sagt dem Bauernweibe, daß aller Zauber, den sie an Gatte und Kind ausübe, ihr nichts helfen, aber leicht ein schlimmes Ende als gerechte Strafe herbeiführen könne. Die verliebte Dirne fragt er, warum sie mit ihrem Liebeszauber nicht einen König anstatt eines Bauern Sohn oder Knecht zu fangen suche.

Eine Frevelhaftigkeit, welche selbst die heiligsten Glaubenswahrheiten bekrittelte und mit spöttischem Witze nicht verschonte, setzte sich noch leichter über die gebotenen oder herkömmlichen Uebungen der Frömmigkeit hinweg. So sieht sich denn Berthold oft genöthigt, die Vernachlässigung des Gottesdienstes und unziemliches Betragen in der Kirche scharf zu rügen. Heute wendet er sich gegen jene, „deren Herz zu allen Zeiten nach Wein brennt", und die, um in's Wirthshaus zu gehen, nicht warten können, bis die Messe ganz aus ist, so „daß ihnen der Segen hinten auf den Nacken wird". Morgen spricht er ein Wörtchen mit den klugen Leuten, die da meinen, sie brauchten keine Predigt zu hören, denn sie wüßten schon alles, was der Prediger sagen wolle; es sei nichts anderes, als: lass' das Böse und thu' das Gute. Ihnen entgegnet Berthold mit einem treffenden Vergleich. „Das ist wohl wahr," sagt er, „es ist der rechte Weg zum Himmelreiche. Kannst du dir aber dazu nicht besser rathen, so magst du dennoch wohl irre werden. Es ist gerade, als wenn du sprächest: Welchen Weg gehe ich recht gen Regensburg? So sage ich: Da gehe alle die Wege, die recht gen Regensburg gehen und lass' alle, die unrecht gehen. Dennoch könnte ein Mann wohl irre werden, wenn Einer ihn nicht anders wiese auf die rechte Straße. Ich meine wohl, du müßtest weiter fragen, wenn du nicht irre werden willst. In gleicher Weise" u. s. w. Denjenigen, die in der Kirche immerfort schwätzen, als ob sie auf einem Jahrmarkt wären, und von ihren Abenteuern erzählen, die sie auf der Fahrt nach dem heiligen Lande oder

nach Rom oder St. Jakob von Compostella erlebt haben, sagt er, daß sie von ihren Fahrten leicht so viel in der Kirche schwätzen könnten, daß sie von Gott oder St. Jakob nimmer Lohn zu erwarten hätten.

Ein Feind alles bloß äußerlichen Wesens im religiösen Leben, bekämpft Berthold mit großem Ernste das Wallfahrten ohne rechte Bußgesinnung. Denen, die da gen Rom, oder St. Jakob, oder über Meer, oder gen Aachen laufen und wähnen, „sie seien schon halbwegs zum Himmel," aber heimgekehrt Wucherer oder Betrüger oder Spieler sind, wie zuvor, ruft er in gerechter Entrüstung zu, es wäre viel besser, wenn sie daheim blieben und mit den Kosten der Pilgerfahrt ihre Schulden bezahlten (I, 533). Manche unternehmen Wallfahrten, um in den Ruf der Heiligkeit zu kommen, oder um die Welt zu sehen. Um wallfahrten zu können, verkaufen sie ihr Gut, so daß sie mit Weib und Kind in bittere Noth gerathen, und hören unterwegs kaum einmal eine h. Messe und gehen dahin mit Spässen und mit Gelächter und sprechen kaum jemals ein Pater noster, „mästen sich, daß sie viel feister zurückkommen, als sie von dannen fuhren," und haben dann viel davon zu sagen, was sie gesehen haben. „Was fandest du zu Compostella, als du hinkamst?" „St. Jakob's Haupt." „Das ist gar gut; das ist ein todtes Bein und ein todter Schädel, das besser Theil ist im Himmel. Sag' an, was findest du hier daheim an deinem Hofzaun, wenn ein Priester Messe in der Kirche singt? Da findest du wahren Gott und wahren Mensch, mit der Gewalt und mit der Kraft, wie er im Himmel ist, und dessen Heiligkeit ist über alle Heiligen und über alle Engel. Ich will ein groß Wort sprechen, das merket allesammt: so viel Sonne durch ein Nadelöhr scheinen mag, und so gering der Schein wiegt, der durch das Nadelöhr geht, gegen all den Schein, den die Sonne hat über die ganze Welt, so wenig wiegt auf und übertrifft St. Jakob's Heiligkeit und der Zwölfboten insgesammt und aller der Heiligen, die in dem Himmel sind, und aller Engel Heiligkeit und meiner Frau St. Maria die Heiligkeit, die Gott selber hat. Nun lauf' zu St. Jakob und laß Gott selber hier daheim an deinem Hofzaun, daß du dahin nicht gehest, wo du viel mehr Gnaden und Segen erwerben könntest, wolltest du es suchen" (I, 459)! Allerdings ist das Wallfahrten an sich, wenn es in rechter Absicht und Weise geschieht, gut und rathsam; jedoch nur Männer sollen in die Ferne fahren. Weiber sollen keine Wallfahrten unternehmen, die sie über Nacht von Hause abhalten, es sei denn, daß sie da, wo sie übernachten, eben so sicher sind, wie zu Hause in ihrer Kammer. Im Allgemeinen also sollen nur die Männer ausfahren, die Frauen aber sollen zu Hause Buße thun, sollen sitzen und spinnen.

Weil mangelhafte Seelsorge eine Hauptursache der von Berthold bekämpften Mißstände im religiösen Leben war, so predigt er nachdrücklich von der Pflicht, den Zehnten gewissenhaft zu entrichten, dessen Bestimmung ja sei, eine hinreichende Anzahl von Priestern und deren wissenschaftliche Ausbildung zu ermöglichen. Er läßt es sich angelegen sein, die Berechtigung des Zehnten nachzuweisen, und widerlegt die Scheingründe, mit welchen man sich der Zehntpflicht glaubte entziehen zu dürfen. „Und darum, ihr Herrschaften, ihr Bauern, sollt ihr euern Zehnten ganz willig und vollkommen geben. Ihr wähnet freilich, euere Pfarrer sagten es um ihres eigenen Vortheils willen, darum, daß ihnen der Zehnte werde. Und denken dann Einige aus euch manchmal so: Ach, es schadet dem Pfaffen nicht viel, ob ihm des Zehnten ein Theil entgeht, sie haben doch umsonst genug; sie sind reich und haben viel mehr als ich; mir ist es viel nöthiger als ihnen. Die denken sehr thöricht. Geschah es doch ehedem, daß man den Zehnten auf dem Felde verbrannte, und er Niemand zu Nutzen ward, und doch wollte Gott deß nicht entbehren, man mußte ihn vollkommen und gänzlich geben." Auch habe Gott schon von Adam im Paradiese den Zehnten gefordert, indem er ihm den Einen Baum verbot, und alles Unglück in der Welt komme daher, daß Adam diese Zehntpflicht verletzte (I. 112 f.). Bei Entrichtung der schuldigen Abgaben aber soll man sich nicht unerlaubter Kunstgriffe zum Nachtheil des Zehntherrn bedienen, z. B. nicht den Schnitter mit Früchten auslöhnen, bevor der Zehnte ausgeschieden ist (II, 116).

Die ungenügende Seelsorge war zum Theil eine nothwendige Folge der Häufung von Beneficien in Einer Hand und des Instituts der Vicare. Irgend ein Stiftsherr hatte zur Aufbesserung seines Einkommens eine Curatpfründe erhalten und glaubte nun seinen Hirtenpflichten zu genügen, wenn er die Seelsorge in der betreffenden Pfarre durch einen armen, dürftig honorirten und unwissenden Vicar ausüben ließ, während er selbst, ganz verweltlicht, die reichen Einkünfte der Stelle in einer weit entlegenen Stadt verzehrte. Um diesem Uebel zu steuern, sollen nur solche junge Leute, die wirklichen Beruf zum geistlichen Stande haben, von ihren Eltern zum Studium bestimmt und vom Bischof zu den heiligen Weihen zugelassen werden. „Und darum, ihr Herren und ihr Frauen, ihr sollt euere Kinder nicht hart zwingen zum Lernen. So ihr seht, daß sie ungern lernen, sollt ihr sie davon lassen; wenn ihr seht, daß sie Betrüger und Lügner sein werden, so sollt ihr euch vor der Sünde hüten, denn alle die Seelen, die sie so versäumen, über die müssen sie sich vor Gott am jüngsten Tage verantworten. Nun habt ihr darum kleine Sorge, wenn man euch nur die Pfründe verleihet, daß ihr die genießet und einem armen Pfäfflein ein wenig dafür gebet, daß ihr einem wackern

Pfaffen nicht viel zu geben braucht. Ihr sollt einen Laien aus ihm machen, einen Krämer oder einen Schuster, oder was es denn sei. Das ist besser, als daß der Schatz unseres Herrn versäumt werde. Und ihr, Herr Vizdum, ihr sollt gar wohl wissen, wenn ihr sie zu der Weihe führt, wer der Weihe werth ist. Und weihet ihr aus Liebe oder Gefälligkeit Jemand, der ungelehrt und der Weihe nicht werth ist, so müßt ihr Gott davon Rechenschaft geben am jüngsten Tage" (I, 112). Er fordert sogar die Schüler auf, wenn sie nicht gern lernen oder einen harten Sinn haben, davonzulaufen und ja nicht Priester zu werden (II, 115).

Da der Weltklerus ebensowohl wie alle andern Stände unter Berthold's Zuhörerschaft vertreten war, trug derselbe kein Bedenken, an die Geistlichen besondere Ermahnungen zu richten und als erfahrener Praktiker ihnen Fingerzeige für eine gedeihliche Verwaltung der Seelsorge zu geben. Sogar eine ganze Predigt, die „Von der Aussätzigkeit", ist zunächst an sie gerichtet. Auch die Fehler des Regularklerus übergeht Berthold nicht mit Stillschweigen; er will, daß solche, die Beruf zum Ordensleben zu haben glauben, in ein Kloster gehen, „darinnen rechtes Leben ist; sie möchten in manches Kloster fahren, daß sie viel besser draußen wären". Eine besondere Species schlechter Pfaffen waren jene Ablaßprediger, denen es weniger um die Weckung wahren Bußgeistes, als um die Füllung ihres Beutels zu thun war, „die Pfennigprediger", wie sie mit beißendem Spotte genannt werden. Ein Mann wie Berthold, der mit der ganzen Gluth seiner Seele nichts als das geistliche Wohl seiner Mitmenschen suchte, konnte nur mit dem tiefsten Schmerze wahrnehmen, wie durch trügerische Vorspiegelungen und Versprechungen seine und vieler andern seeleneifrigen Priester Bemühungen vereitelt und das Volk in falsche Sicherheit eingewiegt wurde. Frei und offen klagt er darum die Pfennigprediger an, sie seien schuld, daß die Leute nicht mehr beichteten und ewig verdammt würden. Er nennt sie Mörder der Seelen, Mörder der rechten Buße, Mörder und Fälscher des Himmelreichs und Erdreichs, Fälscher von des Papstes Briefen.

Unter den sittlichen Gebrechen waren es an erster Stelle die mancherlei Vergehen gegen fremdes Eigenthum, von Berthold unter der allgemeinen Bezeichnung „Geiz" zusammengefaßt, welche er mit unnachsichtlicher Strenge und unermüdlicher Ausdauer bekämpfte. Und gewiß mußte eine Zeit, welche das Raubritterthum in der schönsten Blüthe sah, in welcher die gelehrte Rechtsverdrehung und Volksbedrückung anhob, und mit dem aufblühenden Handel und regern Geldverkehr der Wucher in bedenklicher Weise um sich griff, ganz besonders im Punkte der Ehrlichkeit krank erscheinen, und mußten vor diesem Laster andere, wenn auch nicht unbedeutende, Gebrechen mehr in den Hintergrund treten. Fast in

jeder Predigt spricht Berthold von den „Geizigen“ und sagt es ihnen ein über das andere Mal, daß sie unfehlbar verloren sind, wenn sie das widerrechtlich in Besitz Genommene nicht zurückerstatten. Es scheint sogar, daß er in der Forderung der Restitution, selbst den damaligen höhern Werth des Geldes in Anschlag gebracht, allzu strenge war, da er „den letzten Heller“ unter Androhung der ewigen Verdammniß erstattet wissen will. Trotz dieser Strenge aber hat Berthold ein solches Mitgefühl mit dem Restitutionspflichtigen in seiner oft schwierigen Lage, daß er die Gläubiger ermahnt, um Gotteswillen von ihrer Schuldforderung etwas nachzulassen, „damit ihrer desto mehr werden, die erstatten und wiedergeben“. Freilich fürchtet er, daß auch dieses Entgegenkommen und all' sein Predigen doch nichts nützen werde, denn der Geizige sei unverbesserlich — obschon es thatsächlich, wie wir bereits sahen, nicht an Beispielen solcher fehlte, die durch seine Ermahnungen erschüttert, Wiedererstattung leisteten. Im Allgemeinen aber, das ist seine feste Ueberzeugung, kann man einen Geizigen so wenig vom ungerechten Gute scheiden, wie Kupfer von Zinn. „Blei und Zinn bringt man wohl von einander, Zinn und Silber, Zinn und Gold, Kupfer und Gold bringt man auch von einander, Kupfer und Silber: kein Erz ist so beschaffen, ein Meister bringt sie wohl von einander, außer Zinn und Kupfer. Wer ist dann froher als der Teufel, wenn er Zinn und Kupfer zu einander bringt? Das ist gute Glockenspeise; das klingt nach allem seinem Willen, wenn er's dahin bringt, daß der Geizige und das unrechte Gut zu einander kommen“ (I, 76). Weil nun die Geizigen nicht zu retten sind, so sollen wenigstens ihre Kinder sich hüten, daß sie nicht in das Verderben der Eltern mit hineingezogen werden; sie sollen eher ihren Eltern davonlaufen und bei fremden Leuten um Lohn dienen, als unrecht Gut von ihnen erben. Aus demselben Grunde sollen rechtschaffene Eltern ihre Kinder nicht mit den Kindern solcher Leute, an deren Besitz ein Makel haftet, verheirathen, und Dienstboten keinen Dienst bei ihnen annehmen, „denn was sie euch geben, das ist alles finnig, und alles, was ihr lebet, wird finnig, und alles, was ihr habet, wird finnig, und alles, was ihr esset und trinket, das wird alles finnig in euerm Leibe und euerer Seele, wenn ihr es wissentlich mit ihnen genießet“ (I, 120).

Neben dem Wucher traf das strafende Wort des Bußpredigers namentlich die Fälschung der Lebensmittel und andere Betrügereien der Gewerbsleute, obschon dieselben mit dem heutigen Tages üblichen Unfuge kaum verglichen werden können. Hiervon handelt eingehend die Predigt „Von den fünf Pfunden“, welche uns einen tiefen Blick in das Gewerbsleben jener Zeit eröffnet und Berthold's genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse bezeugt.

Die Unredlichkeit würde aber nie so überhand genommen haben, wenn geistliche und weltliche Richter ihres Amtes nach Pflicht und Gewissen walteten, sich nicht bestechen ließen und richteten ohne Ansehen der Person. Wollen sie das nicht thun, sagt Berthold, so sollen sie ihr Amt niederlegen. Sehr entschieden weist er die Behauptung der Ketzer zurück, daß die Obrigkeit nicht das Recht habe, Jemanden das Leben zu nehmen, weil ja dann Leben und Eigenthum nicht gesichert wären. „Unseliger Ketzer!“ ruft er aus, „der allmächtige Gott hat Seinen herzlieben Acker damit beschirmt. Und wenn man Gerichtes also pflegte, wie Gott gesetzt hat, so möchte kaum jemals eine Seele verloren gehen, denn es wagte Niemand, eine große Sünde zu thun“ (I, 364). Sein verzehrender Seeleneifer legt ihm nun Worte voll edeln Freimuthes selbst gegen die höchste obrigkeitliche Gewalt auf die Zunge; er fährt fort: „Darum, ihr Kaiser, wäret ihr hier, ich könnte es euch wohl sagen: alle die Seelen, die durch euere Schuld verloren gehen, durch unrechtes Gericht, durch Laßheit des Gerichtes, daß ihr euch versäumet oder übereilet mit Gericht, und Wittwen und Waisen und Armen und Reichen nicht Frieden machet, sofern ihr könnt und sollt — alle die Seelen, die dadurch verloren gehen, die müsset ihr Gott gar theuer entgelten zu euerm großen Schaden. Ihr Könige und ihr Herzöge, alle die, denen der allmächtige Gott Gewalt gegeben und das Gericht befohlen hat, wo ihr nicht guten Frieden macht, sofern ihr könnt, und nicht rechtes Gericht habet, so verflucht euch Gott darum, wie Er zu Moses sprach; hoch segnete er aber die, die da rechtes Gericht haben. Fürwahr hat euch Gott große Würde auf Erden gegeben. Man muß vor euch knieen und gegen euch aufstehen und muß vor euch Ehrfurcht haben; und ihr habt viel (Gut) weit und breit um euch und reitet schön und geht schön, und habt hohe Burgen und schöne Frauen; und darum sollt ihr Tag und Nacht trachten, wie ihr Gott dafür danken könnt [1]). Nun gebot Er euch anders nichts, als guten Frieden zu machen und rechtes Gericht zu halten. Denn wenn ihr rechtes Gericht hieltet, so wäre auch der Friede gut in allen euern Landen. Nun richtet ihr nur nach dem Pfennige. Herr, was hat denn der Pfennig gethan! Denn welcher Art das Gericht sein mag, so geht es eben nur um den Pfennig“ (vgl. auch I, 215 f.).

Aber auch die Frauen macht Berthold wegen ihrer maßlosen Putzsucht für die Unredlichkeiten ihrer Männer verantwortlich, weil diese, um nur die übertriebenen Ansprüche ihrer Ehehälften befriedigen zu können, sich verleiten ließen, zu allerlei unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

---

[1]) In auffallend ähnlicher Weise werden die Landherren in Trimberg's Renner V. 1312 ff. zur Gottesfurcht ermahnt.

Dem hoffärtigen Weibe ruft er darum zu: „Du bist hergekommen in fremdem Gewande. Ich kenne dich gar wohl. Du hast dich in fremde Kleider gehüllt. Denn dein Gatte hat sie armen Leuten abgenommen mit unrechtem Gewinn; und solltest du es nach Gebühr erstatten und wiedergeben, du müßtest ohne Mantel vor mir sitzen. Ich spreche mehr. Du müßtest ohne Suggenie[1]) sitzen. Dico plus. Du müßtest ohne Schleier vor mir sitzen. Ich spreche mehr. Dir bliebe gar kein Faden an deinem Leibe. Ich spreche mehr. Solltest du nach Gebühr erstatten und wiedergeben, dir bliebe das Haar auf dem Haupte nicht, denn das ist gewachsen von unrechtem Gute" (II, 132). An und für sich, sagt Berthold, sei es wohl erlaubt, sich mit schönen Kleidern zu schmücken, denn wie alle andern Dinge, so habe Gott auch die Gewänder von jeglicher Farbe dem Menschen zu Nutz und Dienst und sich selbst zu Lob und Ehre geschaffen, nämlich, damit man an Festtagen unserm Herrn höher Lob und Ehre entbiete als zu andern Zeiten, „da wir ja auch die Altäre an den Festtagen besser zieren, als zu andern Zeiten, und den Gesang höher heben und schöner und länger machen". Aber die Hoffärtigen dienen dem Teufel mit dem, was sie zur Ehre Gottes wenden sollten, und womit sie ihre Seligkeit mehren sollten, damit mehren sie ihre Unseligkeit (I, 395 f.).

Berthold nimmt besonders Anstoß an dem durch die französische Mode bestimmten[2]) hoffärtigen Schnitt (I, 118) und den kostbaren Stickereien, womit man die Kleider bedeckte; auch tadelt er die Sitte, die Kleider aus vielen verschiedenfarbigen Stücken zusammenzusetzen, und Kleider, Bänder u. dgl. von gelber Farbe, welche das Kennzeichen verworfener Personen war, zu tragen. Gegen solche Thorheit eifert er am häufigsten und heftigsten und gießt darüber die ätzende Lauge seines Spottes aus. „Pfui, gelber Tod!" ruft er voll Abscheu, „denn ihr geht gerade wie ein gelber Tod und wie ein gelber Jude." Frauen, die gelbe Bänder tragen, sehen aus, als ob sie „mit dem Teufel gestritten" hätten (II, 118). Sie sind entweder untreu im Herzen mit bösen Gedanken, oder sind böse mit den Werken; oder sie haben einen Fehler am Leibe, entweder die Gelbsucht, „oder einen andern, der ihm gleich ist; du weißt wohl, was ich da meine. Es ist ein Schmutzflecken, den sie mit dem gelben Gebände vertilgen will: man muß einen Unflath mit dem andern verdecken." Oder endlich sie sind Thörinnen und taugen in der Haushaltung nichts (I. 415). Gegen den übertriebenen Haarputz, die Ursache arger Zeitverschwendung und Vernachlässigung von Gatte und Kind,

---

[1]) Ein Kleidungsstück für Frauen und Männer, das über dem Rock und unter dem Mantel getragen wurde.

[2]) A. Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Bd. I. S. 194.

sowie namentlich auch gegen den Gebrauch der Schminke bei den Frauen fällt manches scharfe Wort: Die sich färben und malen, fälschen das Antlitz, das Gott der Herr nach sich gebildet hat; und weil sie sich dieses so schönen Antlitzes, das ihnen der allmächtige Gott gegeben hat, schämen (und Ihn insofern verleugnen), so wird Er sie auch verleugnen und Sich ihrer schämen in Seinem Reiche ewiglich und sie an den Grund der Hölle werfen zu Frau Jezabel und Herrn Lucifer, der sich auch hat höher machen wollen, als ihn Gott geschaffen. Wenn die Frauen sich damit entschuldigen, daß sie nur um ihrer Ehegatten willen sich schmückten, so hat Berthold genug Menschenkenntniß und Lebenserfahrung, um die rechte Antwort darauf zu geben. Er sagt: „Ist dein Wirth ein braver Mann, so hat er viel lieber, daß du dich in einer untadeligen Weise kleidest, als in einer hoffärtigen Weise, daß man mit dem Finger auf dich zeigt und dich angafft und sagt: Seht! wer ist die? oder was für eine Frau ist das? Ist er aber ein lockerer Gesell, so hilft dir all' dein Krenzelkrispen und all' dein Krespelkrispen und all' dein Gilben nichts" (I, 414). Diesem Unfug sollen die Männer kräftig Einhalt thun, und wenn es auf gütlichem Wege nicht geht, so sollen sie sich ein Herz fassen und den Weibern den Flitter vom Kopfe reißen — bleibt eine Anzahl Haare daran hängen, ist's auch nicht schlimm. Das thust du nicht drei oder vier Mal, so läßt sie's (I, 416). Ueberhaupt sucht Berthold das Selbstbewußtsein der Männer zu wecken und ihnen begreiflich zu machen, daß die Modethorheiten der Weiber einen Schatten auch auf ihre Mannesehre werfen. Salomon, sagt er, nenne solche Weiber in der h. Schrift „Schentelâ"[1]). „Nun wisset ihr wohl, wer ein biderber Mann ist, der heißt der Meier oder der Schultheiß, oder wie er dann heißt, so heißt seine Frau die Meierin oder die Schultheißin. Wenn nun die Frau den Namen verdient, daß sie heißt Schentelâ, von dem gelben Gebände, so verliert der Mann seinen Namen und muß nach der Frau heißen. Nun, wie die Frau heißt Schentelâ, so heißt der Mann mit allem Rechte Schandolf. Nun seht, ihr Herren, wie gern ihr das gestatten möget, daß ihr den Namen bekommt, der da heißt Schandolf" (I, 115)! Mit psychologischem Scharfblicke sucht der Prediger die Kleiderhoffart auch dadurch einzudämmen, daß er sie in's Lächerliche zieht und den Frauen zu Gemüthe führt, wie sie sich schämen sollten vor Gott und der Welt, „denn ihr thut oft an euch selbst, thäten das andere Leute, ihr könntet gar sehr darüber spotten und viel dazu reden, und an euch selbst dünkt es euch

---

[1]) Schönbach a. a. O. bemerkt hierzu: daß Salomon die Kokette „Frau Schentela" (= scandala) nenne, ist nicht nachzuweisen, wohl aber steht Eccli. 9, 8: averte faciem tuam a muliere compta.

gar wohlstehend. Seht, das kommt daher, daß euch die Hoffart so ganz verblendet hat, daß ihr mit sehenden Augen blind seid." „Es ist gar ein Nichts," ruft er den Frauen wiederholt zu, „womit ihr das Himmelreich verlieret und das wonnigliche Angesicht des allmächtigen Gottes. Ihr geht nur mit Tüchelchen um und mit »löbelech«[1]), daß man euch lobe: Ei Herr! wie schön! War aber je etwas so schönes? Unsere Frau war halt viel schöner als du und war gar herzlich demüthig . . . Es ist ein Gespött, ein Hoffärtlein, da ihr mit umgeht (I, 397); die Herren treiben ihre Hoffart doch mit etwas Nützlichem, mit schönen Rossen und mit Burgen und mit Leuten und mit biderben Dingen, und die verlieren ihre Seele doch mit nützlichen Dingen" (I, 253). „Wenn ihr Frauen aber nicht in den Himmel kommt, so habt ihr hier und dort zu wenig; es ist ein Spott und ein Staub, wofür ihr das Himmelreich gebt." Indeß entgehen auch die Männer mit ihrer oft weibischen Haartracht nicht dem wohlgezielten Spott des frisch von der Leber redenden Klosterbruders. „So tragen etliche Männer das Haar lang, wie die Frauen. Ihr Herren! merket mir das gar wohl: Alle, die langes Haar tragen, wie die Weiber, die haben rechte Weiberherzen und können an keiner Statt einen Mann vorstellen. Pfui über dich, Adelheid, mit deinem langen Haare! Daß du nicht weißt, wie übel es dir steht und wie lästerlich" (I, 114)!

Schmerzliche Klage erhebt Berthold über das Laster der Unsittlichkeit. „Was jetzt aus der Schale schlüpft, das will seine Freiheit treiben mit Unkeuschheit: Mägde und Knechte, Töchter und Söhne, Frauen und Männer, Eheleute und Ledige. Und derselben unreinen Sünde ist so viel geworden, daß sich ihrer Niemand schämen will; denn derer sind wenige, die sich ihrer schämen. Viele rühmen sich derselben sogar und spotten darüber. Wenn man davon predigt, so winkt Einer dem Andern und ruft ihm lachend zu: Ei, wo wird deine Seele hinkommen? und treiben so ihr Gespött . . . Sie hat so überhand genommen, dieselbige Sünde, daß geistliche Verwandtschaft und Blutschande eins und dasselbe ist." Man sagte frevelhaft spottend: Wir sind ja nur wasserverwandt (nämlich durch das Taufwasser I, 82)! Das sittliche Gefühl war so abgestumpft, daß Manche den geschlechtlichen Verkehr lediger Personen gar nicht einmal als schwere Sünde wollten gelten lassen (I, 568), und Frauen eine Entschuldigung für ihre Untreue darin zu finden glaubten, daß sie als Frauen, damaliger Sitte gemäß, beim Eingehen des Ehebündnisses die eheliche Treue nicht eidlich gelobt hätten[2]). „Nein, Nein!"

---

[1]) Wenn Birlinger Recht hat, eine Frauenzier am Vorderarme.

[2]) „Die Frauen schwören nicht Eide und sind doch gebunden, so gut wie die Männer."

ruft Berthold aus, „es geht so nicht. Man schließt keine Ehe mit sothanen Listen. Die heilige Ehe ist unter den sieben Heiligkeiten (Sacramenten) eine der höchsten, die Gott auf Erden hat. Und darum soll kein kunterfeit (Falschheit) dabei sein“ (I, 279). Man glaubte sogar, daß unter Umständen ein Ehetheil den andern von der Beobachtung der ehelichen Treue entbinden könne, z. B. wenn der eine Gatte wegen Aussatzes „von den Leuten gesetzt“ wurde. „Siehe, Aussätziger,“ fragt Berthold, „welcher Teufel hat dir die Gewalt gegeben, daß du deinem Gatten eine andere Verbindung gestatten darfst? Das könnte ja selbst der Papst nicht thun“ (I, 316)!

Die jungen Männer mieden das Ehejoch, um desto zügelloser leben zu können. Daher die oft wiederholte Mahnung: „Ihr jungen Leute, gar wunderlich bald in starke Buße, oder zur Ehe, oder mit der Unehe an den Grund der Hölle!“ Kurz und schlagend werden die Gründe widerlegt, mit welchen man die Flucht vor dem Ehestande zu rechtfertigen suchte. „Bruder Berthold,“ so läßt der Prediger sich einwenden, „ich bin noch ein junger Mensch, und die mich gern nähme, die will ich nicht, und die ich gern nähme, die will mich nicht.“ „Sieh',“ gibt er zur Antwort, „nimm aus der ganzen Welt Eine zur Ehe, mit der du recht und ehelich lebst. Willst du die Eine nicht, so nimm eine Andere. Willst du eine Kurze nicht, so nimm eine Lange; willst du eine Lange nicht, so nimm eine Kurze. Und willst du eine Weiße nicht, so nimm eine Schwarze; und willst du eine Schwarze nicht, so nimm eine Weiße. Willst du eine Kleine nicht, so nimm eine Große; willst du eine Große nicht, so nimm eine Kleine. Nimm dir nur aus der ganzen Welt eine eheliche Frau.“ „Bruder Berthold, ich bin noch arm und hab' nichts.“ „Es ist viel besser, daß du arm in's Himmelreich kommst, als reich in die Hölle. Du wirst wohl ebensowenig reich mit der Unehe, als mit der Ehe, oder noch weniger.“ Eine treffende Antwort, welche auch jenen Politikern, die aus national-ökonomischen Gründen den Eintritt in den Ehestand durch den gesetzlich erforderten Nachweis einer gesicherten Existenz glauben erschweren zu sollen, zu denken gibt[1]). „Bruder Berthold, ich hab' noch kein eigen Brod.“ „Ich höre wohl, du willst eben nicht in der Ehe sein. Wenn du es denn nicht entbehren willst, mit der Unehe umzugehen, so nimm nur Eine zur Unehe: nimm dieselbe an eine Hand und den Teufel an die andere Hand, und gehet alle drei miteinander hin zur Hölle, da euer nimmer Rath wird“ (I, 278).

---

[1]) Im Sinne Berthold's behandeln diese Frage die Christlich-socialen Blätter in dem Artikel „Ein Wort gegen Ehebeschränkungen“. Jahrgang 1881, S. 358 ff.

Wer sich vom Laster der Unkeuschheit rein erhalten will, muß böse Gesellschaft, Tanz und Heimgarten fliehen, denn „willst du da viel lustig sein und lachen und hin und her die Blicke schießen lassen[1]) und mit den Augen blinzeln, so kannst du wohl in den Strick des Teufels fallen" (I, 481). Man soll sich auch die Kupplerinnen aus dem Hause halten. Wenn Frauen diese Rathgeberinnen in ihr Haus einladen, so ist ihre Ehre und ihre Seele verloren; denn was dem Teufel in vier oder sechs Jahren nicht gelingt, das bringen diese „Wachtelbein" (Lockpfeifen) des Satans, die drei Seelen um zwei Schuhe oder vier Pfennige verkaufen, in vier Wochen zu Stande: sie verführen dem seine Tochter, dem seine Schwester, dem seine Nichte, dem seine Hausfrau, dem seine Dirne (II, 189). Diese nichtsnutzigen, arbeitsscheuen Weiber, die sich durch Wahrsagen und Zaubern bei den Frauen einzuschleichen wissen, soll man mit Hunden aus der Stadt hetzen oder hinauspeitschen lassen.

Auf eine eigenthümliche Weise sucht Berthold zu erklären, daß die Frauen viel keuscher seien als die Männer: sie sind nämlich „an einer keuschen Statt geschaffen, im Paradies. Das wurden die Männer nicht, und deshalb sollt ihr halt mit Recht keuscher und züchtiger sein, wie ihr auch seid" (II, 141). Die öffentlichen Dirnen haben eben darum Frauennamen verloren, und wir heißen sie die bösen Häute auf dem Graben[2]) (II, 148).

Berthold charakterisirt den verschiedenen sittlichen Zustand der höhern und niedern Stände, indem er als herrschende Laster der Vornehmen die vier himmelschreienden Sünden: Unrechte Gewalt, Vorenthaltung des verdienten Lohnes, Todtschlag und stumme Sünde; als die des geringen Volkes Neid und Haß, Unkeuschheit, Ueppigkeit, böse Zunge und Untreue bezeichnet. Doch haben sich die Sünden der höhern und der niedern Stände mit einander vermischt (I, 88).

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Berthold's Bemühungen um die sittliche Hebung seiner Volksgenossen mit Erfolg gekrönt gewesen seien, und hat diese Frage verneint. Seine zündende Beredtsamkeit, wird behauptet, habe keine nachhaltige Besserung bewirkt; das Feuer der Begeisterung, welches sein Erscheinen an einem Orte hervorrief, sei nach seinem Weggange alsbald wieder erloschen. Derartige Urtheile sind nun freilich eben so leicht ausgesprochen, als, ihrer Natur nach, schwer zu widerlegen. Jedenfalls ist durch glaubwürdige Berichte von Zeitgenossen außer Zweifel gestellt, daß Berthold manche Einzelbekehrungen bewirkt hat. Der veredelnde Einfluß eines bedeutenden Mannes auf ein ganzes Volk

[1]) „geweterblitzen", eigentlich Wetterleuchten.

[2]) Die schlechten Häuser befanden sich in den alten Städten häufig in den Wallgassen.

ist dagegen selbstverständlich nicht so leicht nachzuweisen. Auch ist die Bekehrung eines Volkes nicht das Werk Eines Mannes. Hier ist schon Großes erreicht, wenn es gelingt, ein tieferes Sinken zu verhindern. Und daß Bruder Berthold dies erreicht hat, kann wohl nicht bezweifelt werden, wenn man an den Eindruck denkt, welchen nicht bloß seine Persönlichkeit auf die Zeitgenossen, sondern seine Predigten noch Jahrhunderte lang, zur Privaterbauung abgeschrieben, auf zahlreiche Leser machten.

V.

Berthold's Predigtweise.

Der Name Berthold von Regensburg bezeichnet in der Geschichte der Kanzelberedtsamkeit eine neue Periode, einen epochemachenden Aufschwung, herbeigeführt durch die Scholastik und die Mendicantenorden. Die ältere Predigtweise charakterisirt sich durch ihre fleißige, oft zu weit gehende Benutzung der Reden der lateinischen Kirchenväter und den Mangel einer strengen Disposition und Ordnung als unselbständig dem Inhalte und unorganisch der Form nach. Zwar machte die neue Zeit, welche mit dem zwölften Jahrhundert für Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst und das ganze Leben der europäischen Völker anbrach, sich auch in der Predigt durch zunehmenden Eifer und wachsende Fruchtbarkeit bemerkbar[1]), aber andere Gestalt erhielt die deutsche Predigt nicht, ehe es der Scholastik gelang, größern Einfluß auf sie zu gewinnen; und dieses geschah im Großen und Ganzen erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, obschon Anfänge der neuen Redeweise schon früher, z. B. bei Cäsarius von Heisterbach, nachweisbar sind. Der dialectisch geschulte Geist des Redners gewöhnte sich jetzt, aus einer zu Grunde gelegten Einheit eine regelmäßige Gliederung des Redestoffes hervorgehen zu lassen, das Niedere dem Höhern unterzuordnen, Ursachen und Wirkungen scharf zu unterscheiden, kurz, ein organisches Gebilde zu liefern[2]). Wurde es dadurch einerseits dem Redner leicht, sich freier zu bewegen, und namentlich in Bezug auf die Form sich von den lateinischen Vorbildern mehr unabhängig zu machen, so lag aber anderseits bei der herrschenden Neigung Alles zu erörtern und zu ergründen, die Gefahr nahe, daß unfruchtbare Speculation und spitzfindige Dialectik sich auch auf der Kanzel zum Schaden echter, apostolischer Beredtsamkeit geltend machte. In der That

[1]) W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten S. 332.
[2]) Cruel a. a. O. S. 279.

wird von namhaften Schriftstellern jener Zeit hierüber geklagt, während zugleich an den gelehrten Predigern eitles Wortgepränge und die Künstelei der Assonanzen und Reime, an den weniger gelehrten die Einflechtung unverbürgter und oft läppischer Erzählungen getadelt wird [1]).

So würde der Aufschwung der kirchlichen Wissenschaft eher von schlimmem Einflusse auf die Predigt gewesen sein, hätte nicht die Stiftung der Mendicantenorden das neue Element der Volksmäßigkeit hineingetragen. Diese Genossenschaften, namentlich die Franciscaner, sollten ja nach dem Willen ihrer heiligen Stifter durch Beispiel und Lehre auf das durch Sectirerei und kirchliche Mißbräuche in seinem Glauben gefährdete Volk einwirken. Dazu eignete sich aber nicht die bisherige schulmäßige Beredtsamkeit, welche der Individualität des Redners zu wenig Freiheit ließ. Es mußte eine neue Weise der Predigt gefunden werden; der Redner mußte herabsteigen von den kalten Höhen einer vornehmen Wissenschaftlichkeit, mußte vergessen, daß er ein Gelehrter war und sich als Einer aus dem Volke fühlen; er mußte ein Herz für das Volk haben, dessen Bedürfnisse kennen, seine Sprache reden; dann durfte der Prediger des Erfolges gewiß sein. Und daß diese volksmäßige Art der Kanzelberedtsamkeit gefunden wurde, ist das unsterbliche Verdienst der beiden genannten Orden, besonders der Franciscaner, die durch steten innigen Verkehr den untern Ständen, aus denen sie sich auch vorzugsweise ergänzten, ungleich näher standen, als irgend ein anderer kirchlicher Orden.

Bruder Berthold war einer der ersten und weitaus der hervorragendste Vertreter der neuen Predigtweise; er ist der „Klassiker der Volksmäßigkeit“. Voll Begeisterung für seinen Beruf, ein Mann aus dem Volke, mit klarem Geiste und heißer Liebe zum Volke, erfüllt von dichterischer Anschauungskraft, mit naturwüchsiger Beredtsamkeit begabt, schüttelt er ab die Fesseln althergebrachter Art, wirft die Formulare bei Seite und gibt dem Strom seiner Rede je nach Umständen bald diese bald jene neue Richtung. Und welch ein breit und lang und voll dahin fließender Strom! Und das Ziel, das er sicher zu treffen und zu erschüttern weiß: jedesmal das Gewissen jedes einzelnen seiner Hörer. Andere hatten den Namen, er war nun der wirkliche Leutpriester (Volksprediger) [2]).

Die Predigten des Bruder Berthold können, weil meist auf seinen apostolischen Wanderungen gehalten, mit Recht Missionspredigten genannt werden, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, welchen wir heut zu Tage mit diesem Worte zu verbinden pflegen. Sie stellen nämlich nicht die

---

[1]) Roger Bacon bei Hofmann, Zeugnisse a. a. O. Caesar. Heisterb. Homil. III. 157. 163. IV. 25.

[2]) Wackernagel a. a. O. S. 359.

großen Wahrheiten vom Ziel und Ende des Menschen, von der Sünde und den vier letzten Dingen, nebst den Pflichten des christlichen Lebens in systematischer Reihenfolge dar, wie es nach der Anleitung des h. Ignatius die heutigen Missionsprediger thun, sondern behandeln, meist jede für sich ohne wechselseitige Beziehung, Tugenden und Laster in bunter Manchfaltigkeit.

Berthold entnimmt den Text seiner Predigten gewöhnlich dem Evangelium oder der Epistel des Tages oder einem andern Theile der h. Messe und geht nach kurzer Erinnerung an die Bedeutung des einfallenden Festes auf sein Thema über, um etwa am Schlusse noch einmal auf den Tagesheiligen zurückzukommen. Mitunter erörtert er in der Einleitung weitläufiger die Bedeutung des Tages und wendet sich sofort, ohne alle Vermittlung, dem Thema zu. Das letztere, den Hauptgedanken der Predigt, die immer disponirt ist, gewinnt Berthold, indem er entweder beim Texte selbst, wenn er kurz und einheitlich ist, stehen bleibt und ihn unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet — so in der ersten Predigt (Text: Ihr sollt weise sein, daß euch nicht geschehe wie unweisen Leuten [sehr frei nach Eph. 5, 15]; Thema: Von der wahren Weisheit des Christen; Disposition: Die christliche Weisheit fordert Dreierlei: 1. daß man kein wichtiges Ding thue ohne Rath; 2. daß man das Gute nicht aufschiebe; 3. daß man bei Allem, was man thut, das Ende bedenke); — oder indem er den Text, wenn derselbe zu umfassend scheint, theilt und nur Einen Punkt behandelt, z. B. in der vierten Predigt (Text: „Die Weisheit war ihnen ein Schirm am Tage und Sternenlicht des Nachts" [Weish. 10, 17]; Thema: Was uns am gestirnten Nachthimmel die sieben Planeten lehren). Mitunter dient der Text nur dazu, ein vorgefaßtes Thema ganz lose mit der Feier des Tages in Verbindung zu bringen, wie unter anderm in der sechsten, wahrscheinlich am Feste der h. Afra gehaltenen Predigt. Für diese entlehnt Berthold aus der Messe des Tages den Text: „Gott ist wunderbar in Seinen Heiligen." Weil es ein so großes Wunder ist, wenn Gott einen Sünder bekehrt, darum fahren alle Tage so viele Tausende, und am Ende der Welt fast alle Menschen in die Hölle. Dieser Gedanke muß ihn hinüberleiten auf das Thema: Von neun Sünden, welche wie eine Fluth am Ende der Welt die meisten Menschen in die Hölle hinabreißen werden.

Die einfach-verständliche, wenn auch, wie z. B. in der zweiten Predigt, nicht immer logisch richtige Disposition[1]) lehnt sich gewöhnlich

---

[1]) Mitunter erscheint dieselbe so verwirrt, daß die Schuld davon gewiß nicht bei Berthold, sondern bei dem Aufzeichner der Predigt zu finden ist. Vgl. Schönbach a. a. O. S. 354 f.

vermittels der so beliebten symbolischen Deutung an Erscheinungen aus dem alltäglichen Leben, geschichtliche Thatsachen und allgemein Bekanntes aus der Naturgeschichte an. Daher Predigt-Ueberschriften wie: Von dem Wagen (Sternbild). — Von den sieben Planeten. — Von der Aussätzigkeit. — Von dem Niederlande und dem Oberlande. — Von den drei Mauern. — Wie man die Welt in zwölf Theile theilt. — Von zwölf Junkern des Teufels. — Von dem Wagenweg. Entsprach dieses Verfahren einerseits der Vorliebe des Mittelalters für das Symbolische, Geheimnißvoll-Bildliche, so war es anderseits ganz vorzüglich geeignet, den Predigtinhalt dem Gedächtnisse der Zuhörer dauernd einzuprägen, was für den Prediger in damaliger Zeit, die noch keine Erbauungsliteratur in unserm Sinne kannte, eine Sache von größter Wichtigkeit war. Zwei Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Der Gedankengang der Predigt „Von den sieben Planeten" ist dieser: Wie die Geistlichen zwei Bücher haben, nämlich das Alte und das Neue Testament, worin sie immerfort lesen und lernen sollen, und zwar in dem einen bei Nacht, in dem andern bei Tage, so hat Gott auch den Laien zwei große Bücher gegeben, worin sie alles, was ihnen an Leib und Seele Noth thut, lesen und lernen sollen, in dem einen bei Tag in dem andern bei Nacht. Diese zwei Bücher sind der Himmel und die Erde. Am Himmel stehen sieben Sterne: Sonne, Mond, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus, Saturnus, die sieben damals bekannten Planeten. Daran soll man lesen und Tugend lernen: an der Sonne den Glauben, an dem Mond die Demuth, an dem Mars die Stärke des Geistes, am Mercurius die Friedfertigkeit, am Jupiter die Mildthätigkeit, an der Venus die Liebe, am Saturnus die Beharrlichkeit. Nach den Planeten sind die sieben Wochentage benannt, und darum soll man an jedem Tage der Woche an die Tugend denken, welche der Planet symbolisirt. Die Predigt „Von dem Wagenweg" hat folgenden Gedankengang: Auf die hohen Berge führen gewöhnlich zwei Wege, der eine führt direct zur Burg, ist aber steil und eng, der andere geht weit um den Berg herum, ist aber breit und bequem; dies ist der Wagenweg. So gehen auch zwei Wege zum Himmelreich, ein Pfad und ein Wagenweg, nämlich der Weg der Marter und der Weg der Barmherzigkeit. Auf diesem Wege muß man viererlei Barmherzigkeit haben, wie der Wagen vier Räder hat, nämlich Barmherzigkeit gegen sich selbst, gegen die Martyrer der Welt, d. h. die Nothleidenden, gegen die Martyrer Gottes, d. h. die Armen Seelen im Fegfeuer, und gegen die Martyrer des Teufels, d. h. die Sünder. Auch in der Abhandlung knüpft Berthold gern wichtigere Gedanken, um sie seinen Zuhörern behaltlich zu machen, an naheliegende sinnliche Gegenstände an. Daß der Mensch häufig der Rechenschaft gedenke, die er für seine fünf

Talente, d. h. seine innern und äußern Gaben, dereinst ablegen muß, daran gemahnen ihn die fünf Finger seiner Hand, die fünf Zehen seines Fußes und seine fünf Sinne (I, 12); daß er von Gott erschaffen ist und mit Leib und Seele Gott gehört, ist ihm sogar in's Angesicht geschrieben, denn aus den Linien von Augen, Ohren, Nase, Mund kann man, wie I, 404 zu zeigen versucht wird, herauslesen: Homo Dei (Mensch Gottes). Daß dergleichen gekünstelte Deutungen auch im Munde Berthold's nicht, wie man geglaubt hat, eigentliche Beweiskraft haben sollen, ist wohl selbstverständlich. Am Schlusse der Rede faßt Berthold häufig den Inhalt derselben noch einmal zusammen und fügt kurze kräftige Ermahnungen bei.

In der Durchführung seines Thema's läßt Berthold mitunter die logische Ordnung in der Gedankenfolge vermissen und bindet sich nicht immer streng an die Disposition, woher es kommt, daß sein Vortrag hier und da der durchsichtigen Klarheit entbehrt. Manchmal unterläßt er es aus Gründen des praktischen Nutzens, den einen oder andern der bei der Eintheilung des Stoffes angegebenen Punkte auszuführen, während er sich anderseits bedeutende Abschweifungen vom Thema gestattet [1]). Nicht selten finden sich auch unnöthige Wiederholungen. Man hat vielfach an Berthold getadelt, daß er an und für sich passende Vergleiche allzu sehr im Einzelnen ausdeute und dadurch geschmacklos werde. Indeß ist doch auch zu berücksichtigen, daß Berthold kein Kunstredner war und sein wollte, sondern Volksredner, Land- oder Bauernprediger. Dem ungebildeten Volke ist aber mit bloßen Andeutungen, die dem Gebildeten genügen, nicht gedient; ihm muß eine Sache, für die es sich erwärmen soll, mit größter Ausführlichkeit dargelegt und ihr Inhalt bis in die nebensächlichen Umstände vor seinen Augen zerlegt werden.

Im Vorstehenden glaube ich die Hauptmängel der Predigtweise Berthold's genannt zu haben, Mängel, die zum Theil weniger Berthold selbst, als der Zeit, deren Kind er war, zur Last fallen, oder auch durch das Bedürfniß seiner Zuhörer, auf dessen Befriedigung mit Recht seine ganze Aufmerksamkeit gerichtet war, entschuldigt werden. Versuchen wir nun, tiefer in die Geheimnisse dieser wunderbaren Beredtsamkeit einzudringen.

Wenn es des Dichters Aufgabe ist, die Welt der Ideen und der Gefühle des menschlichen Geistes durch die schöpferische Phantasie gleichsam verkörpert und sichtbar erscheinen zu lassen, so war Bruder Berthold, ob er auch vielleicht nie ein Lied gedichtet hat, ein religiöser Dichter,

---

[1]) An den lateinischen Sermonen hat Jakob dieselbe Beobachtung gemacht: a. a. O. S. 119. 169.

der Dichter auf der Kanzel. Manche seiner Reden, sagt Jakob, könnte man in Anlage und Ausführung ein großes Gedicht nennen. Man sehe nur, wie er die übersinnlichen Wahrheiten durch plastische Schilderungen und treffende Vergleiche dem Verständnisse näher zu bringen weiß. Wenn er seine Zuhörer von dem Nutzen der guten Werke überzeugen will, läßt er sie die furchtbare Waage des ewigen Richters schauen, zeigt ihnen auf der einen Seite die Teufel, wie sie alle Sünden herbeischleppen, die der Mensch je gethan und nicht gebüßt hat. „Sie bringen sie fuderweise und legen sie zu einander über einen Haufen, auf daß der Mensch verzage und verzweifle an seinem Ende. Und sie machen das Entsetzen groß. Sie knurren wie die Hunde und blöken wie die Kälber und brüllen wie die Löwen, alles darum, damit der Mensch verzweifle und die Hoffnung fahren lasse, die ein Jeder zu Gott haben soll . . . Aber so wenig die Teufel vergessen, alle die Sünden herbeizubringen und auch die mindeste Missethat, die du je begingst, so wenig vergessen das die Engel, sie bringen auch das mindeste Gute dar, das du je thatest mit Almosengeben, mit Gebet, mit Fasten, mit allen guten Dingen; davon vergessen sie nicht haaresgroß, die Engel Gottes, und legen das auf die Waage anderseits. Und darum sollst du des Guten viel thun, und des Bösen wenig" (I, 46).

Zu einer äußerst dramatischen Unterhandlung, um mit K. Schmidt [1]) zu reden, zwischen Berthold und dem Teufel gestaltet sich die 29. Predigt, in welcher der Redner seine Zuhörer über das unausbleibliche Schicksal der Bösen belehrt, indem er, anknüpfend an die Theilung der zwölf Stämme Israels [2]), sich mit den Teufeln, die er anwesend denkt, in die Zuhörer theilt, jenen zehn Theile übergibt und zwei Theile Gott zuspricht. „Ihr Teufel, ihr seid Herr Jeroboam, so bin ich der Weissager, und bin her zu euch gekommen auf diesen Acker vor diese Stadt hier, und es geht nicht anders, wir müssen diese Leute mit einander theilen. Ihr unseligen Teufel! Ihr hättet sie gar gern alle miteinander. Das kann nicht sein, wir müssen sie theilen. Ihr Teufel! Die Leute allesammt der zwölf Geschlechter, das sind diese Leute allesammt, diese Christenleute hier vor meinen Augen. Die theile ich recht in zwölf Theile. Ihr Teufel! Davon habt ihr die zehn Theile und lasset mir und dem allmächtigen Gott nur die zwei." Wie sich die Zuhörer vor Entsetzen bekreuzen, schaltet er ein: „Ja, nun sitze und mache ein Kreuz über dich. Hättest du ein gutes Gewissen, das wäre dir viel besser als alle Kreuze, die du machest." — „Ihr Teufel! Wollt ihr nun hören, welche Theile

---

[1]) Studien und Kritiken. Jahrg. 1864, 1. Heft.

[2]) III. Kön. 11, 29 ff.

euch angehören, welche die sind, die euch der allmächtige Gott erlaubt? Das sind zehnerlei Leute, nämlich" u. s. w. Nachdem er über die zehn Klassen von Sündern weitläufiger gesprochen hat, fährt er fort: „Nun seht, ihr unseligen Teufel, das sind euere zehn Theile! Ihr hättet ihrer gar gern mehr; das kann aber nicht sein; ihr müsset mir und dem allmächtigen Gott die zwei Theile lassen. O weh, Herr, wie klein unser Theil nun ist!" (I, 463.) Nach einer ähnlichen Predigt war es, wo die Zuhörer den Bruder Berthold um der Liebe Gottes willen baten, von einem solchen Gegenstande nicht mehr zu reden, da sie ihn vor Schrecken und Grauen nicht anhören könnten [1]).

Ich kann mir nicht versagen, hier auch eine herrliche Stelle aus dem Schlusse der 36. Predigt wörtlich folgen zu lassen, in welcher wir über den Werth der Erlösung in der Weise belehrt werden, daß Christus mit dem Satan einen Proceß um des Sünders Seele führt und endlich den Sieg gewinnt, indem Er mit einem Tropfen Seines kostbaren Blutes alle Ansprüche der Hölle aufwiegt. In der Abhandlung war ausgeführt, wie das Lamm Gottes die sieben Schlösser, welche die sündige Seele der Gnade Gottes verschließen, alle öffnet. Der Teufel aber spricht: „Ich räume ihn noch nicht, ich getraue mir, den Sünder mit rechtem Urtheile wohl zu behalten." „Nun, wie willst du ihn behalten?" so spricht unser Herr. Da spricht der Teufel: „Herr, du weißt wohl, wer ein Gut in Gewalt und in Gewahrsam hat ohne Widerspruch vierzig Jahre oder fünfzig oder hundert, daß der es mit Recht immerdar haben soll." Da behauptete der Teufel Recht. Da spricht der Teufel abermals so: „Herr, nun weißt du wohl, daß ich den Sünder wohl fünftausend Jahre gehabt habe." Da sprach unser Herr: „Nein! Ich will dir das beweisen, daß Ich den Sünder seitdem alle Jahre angesprochen und gefordert habe, wie Ich von Rechts wegen sollte, durch Patriarchen und durch Propheten und durch Meine andern Boten und Meine Engel, die Ich zu ihm sandte mit heiliger Lehre, und habe ihn mit Meiner Lehre und in Meiner Pflege so bisheran gefristet." Da behauptete unser Herr Recht. Da sprach Er zu dem Teufel: „Fahr' aus, der Sünder ist mit Recht Mein." „Nein!" sprach der Teufel, „ich habe noch mehr auf ihn zu sprechen". „Herr," sprach der Teufel, „du weißt wohl, daß ich eine Handschrift habe, daß der Sünder mein ist, wenn er Dein Gebot zerbräche, daß er mit Recht mein wäre." Da sprach unser Herr: „Nein! die Handschrift ist falsch und gelogen; da Ich die Handschrift so geschrieben hatte, wenn der Sünder Mein Gebot zerbräche, müsse er sterben, da verhießest du dem Sünder, er stürbe nicht: damit ist sie falsch und gelogen." Das Recht mußte da der Teufel

---

[1]) Salimbene bei Hofmann a. a. O.

auch verlieren. Da sprach unser Herr: „Nun wohl, heraus! Denn der Sünder ist mit Recht Mein.“ „Nein!“ so sprach der Teufel, „ich habe noch mehr auf ihn zu sprechen.“ „Was willst du nun auf ihn sprechen?“ „Da weißt du wohl, wenn der Sünder die Sünde thut, so ist es ein so groß Ding um die Sünde, daß er sie nimmermehr büßen kann, noch büßen wird.“ „Hätte Ich nicht für den Menschen gebüßt, so möcht' es wohl sein. Nun lege aller Menschen Sünden auf eine Waage, alle Sünden, die alle Menschen thaten von Adam's Zeiten an, und lege Meines Blutes, das Ich um des Sünders willen vergossen habe, einen einzigen Tropfen gegen die Sünden all' auf eine Waage: wiegen die Sünden über, so laß Mich den Sünder verloren haben, wiegt aber Mein Blut über, so laß Mich gewonnen haben.“ Da behauptete unser Herr Recht, denn ein einziger Tropfen Seines Blutes überwog alle Sünden, die alles menschliche Geschlecht je beging. Da mußte der Teufel Ihm den Sünder lassen. — Wohl selten ist der Dialog von mittelalterlichen Predigern vor und nach Berthold mit so viel Glück angewandt worden, wie in vorstehendem Falle.

Wie anschaulich wird nicht auch mit wenigen Zügen das unstäte, entbehrungs- und gefahrvolle Leben der um Sold sich verdingenden Kriegsknechte geschildert! „Es reitet der Schildknecht mit zerborstenen Schuhen in kaltem Wetter, daß ihm das Mark in seinem Gebeine erfriert, und fährt wie eine Heuschrecke in dünner Kleidung, und weiß zu Nacht nicht, wo seine Herberge ist, und liegt nimmer warm und ißt selten gut und muß für sein Leben allezeit fürchten, daß er nicht weiß, wo die Leute über ihn kommen, und wenn er das Leben hat und wenn er an Leib und Seele stirbt“ (I, 230)[1].

Ohne Zweifel sind jene schönen Vergleiche, durch welche Berthold geringerer Fassungskraft so geschickt zu Hülfe kommt, nicht immer seine eigene Erfindung, sondern lehnen sich manchmal an überlieferte volksthümliche Anschauungen an, wie u. A. der dem Mittelalter geläufige Vergleich des Menschen mit einem Baume (I, 158), der an die nordische Sage erinnert, welche den Ursprung des Menschen vom Baume herleitet. In sehr vielen Fällen aber ist seinen Ausführungen der Stempel eigener sinniger Beobachtung unverkennbar aufgedrückt, z. B. wo er die vier himmelschreienden Sünden mit vier hohen Fürsten vergleicht, die vor einem römischen Könige stehen und gar große Klage haben: wie man die vier Fürsten vor dem Könige müßte hören vor allem Volk, so sie mit lauter Stimme da riefen, so rufen die vier Sünden vor dem allmächtigen

---

[1]) Man vergleiche hierzu die Schilderung in Trimberg's Renner. V. 7448 ff.

Gott zu aller Zeit, Tag und Nacht, mit lauter Stimme über Leib und Seele dessen, der in einer dieser Sünden ist (I, 88).

In der zu Augsburg gehaltenen Predigt „Von den sieben Heiligkeiten" wird der Unterschied von Hölle und Vorhölle (der Aufenthalt der verstorbenen Gerechten des Alten Bundes) in folgender originellen Weise erläutert: „Wie diese Stadt Augsburg heißt innerhalb der Mauer und außerhalb; wer aber innerhalb, der ist gefangen; will man ihn nur fleißig hüten, so mag er nirgend herauskommen. So sind die, die in der rechten Hölle sind; sie sind noch tausend Mal härter gehütet und gefangen. Aber die außerhalb der Mauer hier zu Augsburg und vor andern geschlossenen Städten sind und wohnen, die sind nicht so gar bezwungen und gefangen, wie man diese zwingt und fängt, wer es will. Und es heißt doch alles Augsburg; wie viel die Stadt außerhalb der Mauern liegt, heißt man es alles ebensowohl Augsburg, als was da innerhalb liegt. Gleicherweise steht es um dieselbe Stadt, dahin die heiligen Propheten und Patriarchen und andere gute Leute kamen vor der Marter unseres Herrn."

Das bunte Ritter- und Kriegswesen namentlich, welches zur Zeit des Interregnums im Vordergrunde des öffentlichen Lebens stand, lag zu nahe, um nicht zahlreiche Anknüpfungspunkte unserm Redner darzubieten. Ich theile hier nur auszugsweise die schöne Stelle mit, in welcher er die Hölle mit einem großen Heerlager vergleicht. „Du Niederländer (d. h. Böser), ich will dir deine Herberge zeigen: so du nach Niederland (in die Hölle) kommst, daß du dann nicht irre fahrest, und daß du deine Herberge alsbald erkennst. Ihr Niederländer, ich zeige euer einem großen Theil, wohl dreizehnerlei Niederländern, denen will ich ihre Herberge zeigen in dem niedern Lande, und daß ihr euer Zeichen alsbald sehet, euere Heerfahne. Gerade als wo ein Herr sein Gezelt aufschlägt unter einem großen Heer: der steckt seine Heerfahne, sein Panier, vor das Gezelt oder oben darauf, und hängt seinen Schild vor das Gezelt und zeigt damit der Welt, daß man sehe, daß es seine Herberge sei. Ihr Niederländer, die da geheißen sind Mörder, ich will euch Zeichen geben euerer Herberge. Wenn ihr in's Niederland kommt, so sehet euch um, wo ein mördlich Wappen gemalt ist. Da hängt euer Schild, das ist Herr Kain. . . . Ehebrecher und Näscher, und ihr Näscherinnen, ihr unkeuschen Leute alle, die mit Unkeuschheit umgehen, die sollen fahren unter die Fahne Herrn Lamechs und der Frau Sella . . . Ihr Spötter, gar wundersam bald unter die Fahne Herrn Chams! Ihm ist Niemand als Schildgefährte so lieb wie du, und ihr seid sein rechtes Ingesinde . . . Ihr Diebe und ihr Diebinnen, ihr habt auch eine große Herberge . . . ihr sollt fahren mit großem Schall unter die Fahne Herrn Achors, der da stahl, bis man

ihn steinigte . . . Und ihr, die sich färben und ihr Gewand, ihr habt gar gewisse Herberge, und ihr seht euere Heerfahne gar ferne scheinen, denn es ist ein Panier des Teufels . . . viel wundersam bald in starke Buße oder zu deiner Frau (Herrin), deren Fahne du da trägst oder führest, Frau Jezabel" . . . (I, 260 f.)[1]).

In einer Sprache voll lieblichster Naivetät belehrt Berthold seine Zuhörer über die Würde des h. Frohnleichnams: „Ich will ein groß Ding jetzt sprechen. Wäre es möglich, daß unsere Frau, meine Frau St. Maria, Gottes Mutter, daß die jetzt da auf der schönen Wiese wäre, und alle die Heiligen und alle die Engel, die je geschaffen wurden, wenn das möglich wäre, daß sie da Raum hätten, und ich das werth wäre, daß ich dasselbe Himmelsgesinde da sehen sollte, und ich ging zu dem Ende und wollte sie sehr gern sehen — und wisset, daß ich sie sehr gern und ohne Maßen gern wollte sehen — und ich auf dem Wege wäre, daß ich meine Frau St. Marien gern wollte sehen, und ein Herr, ein Priester, käme mir entgegen und trüge unsern Herrn, wie er damit zu dem Siechen geht, so wollte ich mich gegen den Priester kehren, der unsern Herrn da trüge, und wollte eher gegen ihn auf meine Kniee fallen, als gegen meine Frau St. Marien und alle Heiligen und alles himmlische Heer. Wie gern ich sie auch sähe, und obschon ich sie nie sah, wollte ich doch unserm Herrn mehr Ehre bieten und andächtiger, wenn Ihn der Priester trägt, den ich doch alle Tage hier auf Erden sehe; und sie sind doch so übermäßig schön und klar, daß die ganze Welt es nimmer aussprechen könnte. Und wie unsäglich die übergroßen Wunder sind, die in der Klarheit liegen meiner Frau St. Maria und alles himmlischen Gesindes, so wollte ich doch eher gegen Gott knieen und mich neigen, den der Priester da trägt, wenn er Ihn auf dem Altare aufhebt" (I, 164). Mußte dieser schlichte Vergleich nicht mehr als jede gelehrte dogmatische Erörterung kindliche Gemüther zum Glauben und zur Andacht gegen das allerh. Altarssacrament stimmen?

Das Streben des Redners nach volksmäßiger Sprache erklärt auch seine Vorliebe für Sprüchwörter[2]) und für kräftige Ausdrucksweise, die

---

[1]) Berthold unterscheidet zwölf Gruppen von Verdammten; in ähnlicher Weise erscheinen im Renner V. 24370 ff. zwölf Schaaren von Bösen am jüngsten Gerichte unter eben so vielen Anführern, welche zum Theil dieselben sind wie bei Berthold.

[2]) Die nachfolgende Auswahl bezeugt u. A. das hohe Alter mancher noch jetzt gebräuchlichen Redensarten. Swes daz kint gewont, daz selbe im nâch dont (das schleift ihm nach, hängt ihm an — Grimm). — Dô wart der schimpf ze einem ernste (dicit glosa). — Als diu katze ûz kumet, sô rîchsent die miuse. — Selbe tete, selbe hete. — Selbe tuo, selbe habe. Daz dû dir selber habest gebriuwen, daz trink ouch selber ûz (nach Terenz: Tute hoc intristi: tibi omne est exedendum). — Mali laici, mali

jedoch bei aller Derbheit selten die Schranken überschreitet, durch welche heutige Sitte des Hörers Zartgefühl geschützt wissen will. Wenn er über Sünden gegen das sechste Gebot redet, spricht er sehr oft nur andeutungsweise, bedient sich der figürlichen Rede und sagt geradezu, daß er um der Unschuldigen willen, und um die Engel nicht zu verscheuchen, die Sache nicht beim rechten Namen nennen wolle. In der Predigt „Von der Ehe“ fordert er, nachdem er den ersten Punkt abgehandelt hat, und bevor er zu den Pflichten des ehelichen Lebens übergeht, alle geistlichen Personen beiderlei Geschlechts unter seinen Zuhörern auf, wegzugehen und entläßt sie mit dem Segen. Schon im Beginne der Predigt hatte er gesagt: „Ihr Wittwen und Jungfrauen könnt schlafen, während ich den Eheleuten predige; doch höret nur mit den andern zu; denn die jetzt Wittwen und Jungfrauen sind, werden vielleicht über zehn Wochen oder ein Jahr Eheleute sein.“ Allerdings scheint die geheimnißvolle Art, wie er über gewisse Dinge mitunter redet, eher geeignet, die Neugier verdorbener Naturen zu reizen, als sie vom Bösen abzuschrecken.

Von den Mitteln, deren Berthold sich bedient, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer in beständiger Spannung zu erhalten, sind noch hervorzuheben die häufigen selbstgemachten Einreden, die gelungenen Antithesen und die plötzlichen heftigen Ausfälle. Es war im Mittelalter nicht ganz ungebräuchlich, den Prediger zu unterbrechen und zur sofortigen Beantwortung aufstoßender Zweifel zu veranlassen. Dieses Geschäft eines Zwischenredners besorgt Berthold in seinen Predigten selbst und zwar in so ausgiebiger Weise, daß die Rede dadurch stellenweise die Form eines Zwiegespräches annimmt, um so mehr, da der Redner mit seiner lebhaften Phantasie sich mit seinen Zuhörern fast identificirt und, gleichsam sein eigener Zuhörer geworden, sich selbst mit Namen anredet: „O

---

religiosi. — Vil bezzer geswigen, danne krenkliche geredet (oder gelobet). — Je tiefer helle, je heizer fiwer. — Je maniger sünde, je tiefer helle. — Als die herren, alsô sint die armen liute ouch. — Dar umbe sô müezet ir den angel tiuhen, als ir daz hünic dâ süget. — Der dâ verhilt, der ist ein dieb als wol als jener der dâ stilt. — Diu sünde ist vil bezzer ze mîden dan ze büezen. — Kein Wässerchen trüben können. — Daz ich niht enweiz, daz ist mir ouch kein schade. — Hiute mîn, morgen dîn. — Mit unreht gewunnen, ist schiere zerrunnen. – Rüemen zimt in der bîhte als graete in der kelen und als der fluoch bî dem segene. — Einer frouwen rômvart und einer henne flug über einen zûn ist allez glîch nütze. — Altiu gurre (Gaul) bedarf wol fuoters. — Weder Sak noch Korn haben. — Man muoz in bösem werde (Werth, Insel, Sandbank) haberstrô für guot nemen. — Ihre Stühle standen auch ein Mal gerade, nun sind sie umgefallen (so wisset auch ihr nicht, wenn euere Stühle umfallen). — Man und wîp ist ein lîp. — Bezzer kampf, wanne hals ab. – Breiten riemen snîden ûz fremedem leder. — Ein gelichez vindet sin gelichez. — Heft und Klinge (d. h. alles) wiedergeben. — Swaz der man selbe leist, da wirt im allermeist.

weh, Bruder Berthold!“ so beginnen die Einwürfe in der Regel. Dieselben sind auch keineswegs bloß der Form wegen angebracht, wie dies gewöhnlich bei Cäsarius von Heisterbach in dessen Dialogus miraculorum und in seiner Homilie auf den zweiten Sonntag nach Ostern der Fall ist, sondern sind als der wirkliche Ausdruck dessen, was das Volk, oft leichtsinnig, nicht selten frevelhaft, dachte und fühlte, inhaltlich wichtig, und verrathen den tiefen Blick des Regensburger Minoriten in den Geist und Charakter seiner Zeit. So sind sie nicht weniger für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts, wie für die Charakteristik des Redners von Bedeutung. Das eine oder andere Mal nimmt Berthold auch auf Aeußerungen Bezug, die über eine frühere Predigt wirklich gefallen und von dritten Personen ihm hinterbracht waren.

Ueber die prächtigen Antithesen bedarf es nicht vieler Worte; es wird hinreichen, einige derselben anzuführen, denn sie sprechen für sich selber. Der Satz, daß Ungerechtigkeit nicht durch fromme oder wohlthätige Werke, sondern nur durch volle Ersatzleistung wieder gut gemacht werden kann, wird in folgender Weise ausgeführt. Zuerst fingirt der Redner den Einwurf: „Wie, Bruder Berthold! nun bin ich doch in der Brüder Rath und thue denen alle Jahre meine Beichte, und sie sind gar oft in meiner Herberge, und ich habe mich doch in ihre Brüderschaft und in ihr Gebet gekauft: wenn ich sterbe, daß sie meine Vigilie begehen sollen mit Singen und mit Lesen [1].“ „Das ist sehr gut,“ gibt Berthold darauf zur Antwort, „nun, das mag dir Gott gar wohl vergelten, was du mir und meinen Brüdern Gutes thust. Darum sollen wir dein gar gern gedenken, früh und spät, bis an deinen Tod. Und so du dann todt liegst, sollen wir dir gar schön singen und lesen die langen Vigilien und gar schöne Seelenmessen und laute requiem aeternam, und holen dich gar schön von deiner Pfarre mit unserer Procession und bestatten dich in unserm Münster und legen dich vor den Altar. Ihr Teufel! so seid ihr da gewesen und habt die Seele von seinem Leibe gezerrt, da sie eben aus seinem Munde ging, und habt sie geführt in den Abgrund der Hölle, wo ihrer nimmermehr Rath wird. Und wären alle die Zähren und Tropfen, die seit Anfang der Welt jemals regneten und tropften, daß das alles Mönche und Brüder wären, graue Mönche und schwarze, Prediger und mindere Brüder und Patriarchen und Propheten, und dazu Martyrer und Beichtiger, und dazu Wittwen und Jungfrauen, daß die dir immer läsen und sängen und blutige Zähren immerdar zu Gott weinten bis an den jüngsten Tag über deine Seele: ihrer würde so wenig

---

[1]) Die Stelle schildert historisch getreu die manchfache Weise, wie die Vorliebe für die Franciscaner bei Hoch und Niedrig sich äußerte. Siehe Koch a. a. O. S. 74 f.

Rath, als des Teufels jemals wird. Nun sieh', Geiziger, wie gefällt dir das?" „Bruder Berthold, ich höre wohl, es steht übel; ich will in ein Kloster gehen, ehe daß ich also verloren sei." „Ja wohl, nun gehe in ein Kloster und erstatte und gib wieder alles, was du erstatten sollst, bis auf einen einzigen Pfennig oder Schilling; und willst du denselben Schilling nicht erstatten und wiedergeben, und weißt wohl, wem du ihn schuldig bist, so gehe du in ein Kloster und sei wie ein Turteltäublein, die auch gar keusch und rein sind, und flieg' mit ihnen zur Mette, mit den Brüdern, und faste alle Tage, und flieg' mit den andern Täublein auch aus und ein, die keusch sind, zu den sieben Zeiten, und von dem Chor in den Reventer (Refectorium) und aus dem Reventer in's Schlafhaus — ihr Teufel! ihr nehmt sein schon wahr und laßt ihn aus euerer Hut nicht, bis die Seele aus seinem Leibe geht; so seid ihr da und führet sie an den Grund der Hölle, da ihrer nimmermehr Rath wird" (I, 137 f.). Gegen die irrige Meinung, daß man sich von der Restitutionspflicht durch eine Kreuzfahrt lösen könne: „Ja, das will ich dir sagen. Man gibt dir das Kreuz jetzt von dem Papste, über Meer zu fahren für zehn Seelen. Nun wohl! Dasselbe Kreuz will ich dir geben und dazu nehmen lassen das Kreuz, daran der gute St. Peter gemartert ward; und das Kreuz nimm dazu, daran der gute St. Andreas gemartert ward; dazu nimm das Kreuz und fahr' über das Meer und führe diese Kreuze allesammt gar mit dir und streit' wider die Heiden, und du gewinnst das heilige Grab wieder in der Christenheit Gewalt, und du bezwingst die Heidenschaft fern und nahe und auf und nieder mit deiner Tapferkeit und mit deinem Schwerte, und du wirst erschlagen im Dienste unseres Herrn, des allmächtigen Gottes; und laß dich legen in das heilige Grab, darin der allmächtige Gott selber lag, und lege diese Kreuze alle auf dich und auch das Kreuz, daran Gott selbst den Tod litt für alles menschliche Geschlecht; und es wäre auch das möglich, daß Gott selbst zu deinen Häupten stände, und meine Frau St. Maria bei Ihm stände, und alle Gottes Heiligen auf der einen Seite, und alle Gottes Engel auf der andern Seite, und nimm den heiligen Gottesleichnam in deinen Mund — ihr Teufel! ihr kommt doch her und brecht ihm seine Seele aus seinem Leibe und führet sie hinab an den Grund der Hölle, da ihrer nimmer Rath wird, trotz dieser Kreuze allesammt und trotz dieser großen Heiligkeit. Nun sieh', Geiziger, wie gefällt dir das" (I, 209 f.)? Von der Verführungskunst der Weiber: „Adam, den hatte Gott als starken Mann geschaffen, und hätte man alle Tage Berge auf ihn gelegt, man hätte ihn nicht erdrücken können, denn er hatte ihn eben unsterblich geschaffen. Wer alle Schwerter und alle Waffen auf ihn hätte geschlagen und gestoßen, er wäre nicht todt. Wer ihn versenkt hätte in alle Wasser,

er wäre nicht ertrunken, denn er war ganz unsterblich; darum würde er nicht gestorben sein, wie man ihm auch gethan hätte. Und wie stark und wie unsterblich Er ihn auch geschaffen hatte, so hat ihn doch eine Frau schier überwunden: an aller seiner Kraft und an aller seiner Würde und an aller seiner Edelkeit überwand ihn eine Frau, daß er alle seine Kräfte verlor" (I. 246).

Die heftigen Ausfälle, welche sich mitunter bis zu Verwünschungen steigern, gelten namentlich den „Geizigen", und sind um so wirkungsvoller, wenn sie, wie oft geschieht, ganz unerwartet kommen. So ruft er am Schlusse der siebenten Predigt, nachdem die Zuhörer dem Gebrauche gemäß laut „Amen!" gesagt haben, dem „Geizigen" gleichsam zum Abschied zu: „Pfui, Geiziger! wie klingt dein Amen vor Gottes Ohren wie des Hundes Bellen!" Ebenso am Schlusse der dreizehnten Predigt.

Die meisterhafte Formgewandtheit, welche wir bis jetzt bewundert haben, würde aber nicht hinreichen, den mächtigen Eindruck der Predigten zu erklären, wäre sie nicht mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens verbunden. Bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel geht der Prediger der widerstrebenden Sinnlichkeit nach, Illusionen und Scheingründe unbarmherzig zerstörend. Und wenn er mit überraschender Kühnheit plötzlich Einen aus den vielen Tausenden seiner Zuhörer herausgreift, und, als ob er sein Inneres durchschaute, ihn seiner geheimen Schandthaten anklagt und gewaltig erschütternd in seine Seele spricht (II, 162), so finden wir es nicht unglaublich, wenn die Chronisten berichten, daß die Zuhörer oft zitterten „wie Schilfrohr im Wasser" und solche, die sich besonders getroffen fühlten, aufschreiend ihre Sünden öffentlich bekannten. Verstockte Herzen greift er mit allen Mitteln an, bald mit apostolischem Ernste, bald mit feiner Ironie, bald mit den zartesten Ergüssen seines weichen Gemüthes. Alle Gefühle und Leidenschaften seiner Zuhörer weiß er in Bewegung zu bringen, um den Einen Zweck zu erreichen, welchen er immer und überall vor Augen hat, nämlich, ihnen Abscheu gegen das Laster und Liebe zur Tugend einzuflößen und sie zu wahrer, innerer Heiligkeit zu führen. Machen höhere Beweggründe keinen Eindruck, so appellirt er an das Ehrgefühl und verschmäht es selbst nicht, die Uebung der Tugend als das Vortheilhaftere vom Standpunkte weltlicher Klugheit darzustellen, z. B. I, 4 f., wo er Einen, der die Sünde durchaus nicht lassen will, durch den Hinweis auf zeitlichen Lohn und geringere Strafe in der Ewigkeit zu bewegen sucht, daß er wenigstens nicht so viele Sünden thue. Doch fügt er wohl ein Mal hinzu: „Das ist aber ein armer Trost, den sollst du harte verschmähen" (II, 229). Hilft alles nichts, so gibt er den Sünder scheinbar als unverbesserlich und gewisser Verdammniß verfallen auf, um den dadurch Erschreckten und empfänglicher Gewordenen sofort

noch ein Mal mit der sanftesten und rührendsten Sprache des Herzens anzugreifen und — zu besiegen.

Während die großen Kanzelredner der Gegenwart vorzugsweise Apologeten sind, war Berthold nichts als ein schlichter Bußprediger. Wo immer er aber Glaubenspunkte erörtert, was in der Regel nur nebenbei geschieht, müssen wir über die meisterhaft populäre Art der Behandlung staunen. Man sehe z. B. die Darlegung der Lehre von der Erbsünde und Erlösungsfähigkeit des Menschen in der Einleitung zur vierzehnten Predigt. Die Predigt „Von der Ehe“ behandelt die Ehehindernisse auf eine so praktische Weise, daß man sich kaum bewußt wird, einen Lehrvortrag zu lesen [1]).

Bei seinem Vortrage war Berthold's Aufmerksamkeit so ausschließlich der Sache zugewandt, daß von Wortschwall und leerem Phrasengeklingel bei ihm keine Spur zu finden ist, und die Sprache sich von selbst, so gut es ging, aus dem Inhalte gestalten mußte. Wurde dabei oft gegen die Sprachgesetze verstoßen, so achtete Berthold's lebhafter Geist deß nicht. In dieser Hinsicht nimmt er eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Freiheit in Anspruch. Daß directe und indirecte Redeweise in einander fließen, Mehrheit und Einheit, zweite und dritte Person verwechselt, ein Gedanke angeregt, in Folge einer längern Zwischenbemerkung aber vergessen, und dann ein anderer Ideengang verfolgt wird, geschieht so häufig, daß eine Uebersetzung der Predigten mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Da Berthold's Zuhörer allen oberdeutschen Stämmen angehörten, so bediente er sich bei der Predigt nicht seiner heimathlichen baierischen Mundart, obschon die Predigt des dreizehnten Jahrhunderts im Allgemeinen noch Dialectpredigt, wie auch die Volksdichtung noch Dialectdichtung war, während die gebildeten Kreise ein bestimmtes, unwandelbares Hochdeutsch (Mittelhochdeutsch) redeten, welches unter den staufischen Kaisern aus dem schwäbischen Dialecte, nicht unbeeinflußt von den übrigen Mundarten des obern Deutschlands, als Sprache der Gebildeten entstanden war. Diese höfische Redeweise konnte aber der „Bauernprediger“ Berthold womöglich noch weniger als seinen heimischen Dialect brauchen, und so bildete er sich, bewußt oder unbewußt, eine Mischsprache, eine Art Gesammtdeutsch [2]). Zuweilen mischt er auch französische Fremdwörter ein, ein Beweis, wie französische Art in Sprache (und Sitte), mit der

---

[1]) Wenn in dieser Predigt die Verwandtschaftsgrade nach der Gliederung des menschlichen Leibes berechnet werden, so ist dies nicht ein persönlicher Einfall Berthold's, sondern im alten Rechte gebräuchlich. Siehe Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. S. 468 ff.

[2]) Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. S. 18. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. S. 124.

beginnenden mittelhochdeutschen Epoche anhebend, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schon in die untern Volksschichten eingedrungen war [1]). Als Sprachdenkmal nehmen die Predigten des „besten Prosaikers der mittelhochdeutschen Literaturperiode" einen sehr hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte ein und erfreuen sich, u. A. auch wegen ihrer Wichtigkeit für die Erforschung der syntaktischen Gesetze des Mittelhochdeutschen, großer Aufmerksamkeit von Seiten der Philologen [2]). J. Grimm wurde durch die Kenntnißnahme der Predigten Berthold's veranlaßt, die bis dahin allgemein festgehaltene Ansicht, daß die deutsche Prosa erst nach dem dreizehnten Jahrhundert durch die Mystiker ausgebildet worden sei, aufzugeben und dieses Verdienst den Franciscanerpredigern zuzuerkennen [3]).

Man hat Berthold mehrfach mit andern großen Volksrednern des Mittelalters und späterer Zeit, mit dem h. Bernhard, Geiler von Kaisersberg, Abraham a Sta. Clara verglichen, und gefunden, daß er vor dem Einen den Ernst und die Tiefe voraus hat, den Andern an dichterischer Kraft, an Reichthum des Gemüthes und der Phantasie übertrifft. Ohne die Richtigkeit dieser Parallelen in Abrede stellen zu wollen, scheint es doch für die vollere Würdigung Berthold's und der mit ihm oder genauer unmittelbar vor ihm beginnenden Epoche der Kanzelberedtsamkeit vortheilhafter, ihn mit einem noch wesentlich der vorausgehenden Periode angehörenden ältern Zeitgenossen, nämlich dem als Homilet nicht unbedeutenden rheinischen Cistercienser Cäsarius von Heisterbach, in Vergleich zu stellen. Man wird finden, daß Berthold auch diesem gegenüber fast überall im Vortheil ist. Zwar übertrifft ihn Cäsarius noch an staunenswerther Schriftkenntniß, auch sind dessen Predigten kaum minder wie die des Bruder Berthold reich an concreten Beziehungen, und ebensowenig fehlt es ihnen an künstlerischem Aufbau und rednerischem Schwung — einzelne derselben können sogar als Muster hingestellt werden. Aber während Cäsarius, der ernste Cistercienser, in jedem Satze als ein Mann der Contemplation, der Einsamkeit erscheint, der sich selten mit einer Anrede an seine Zuhörer wendet, dessen Reden eigentlich Soliloquien, nothdürftig in das homiletische Gewand gekleidete Meditationen sind, finden wir in Berthold's Predigten auf jeder Seite den Franciscaner wieder, den Mann aus dem Volke und für das Volk, der mit seinen Zuhörern fortwährend

---

[1]) Wackernagel ebend. S. 100.

[2]) Prof. J. Resch hat in dem Jahresberichte der Ober-Realschule in Leitmeritz vom Jahre 1880 den ersten Theil einer geschätzten Abhandlung „Zur Syntax des Berthold von Regensburg" veröffentlicht.

[3]) Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. 32. S. 253. Siehe auch Gervinus, Geschichte der poet. Nat.-Lit. II. Ausg. II. Theil. S. 118.

die lebhaftesten Wechselbeziehungen unterhält. Nur in einer einzigen lateinischen Predigt, welche J. Schmidt in dem Programm des k. k. Real-Obergymnasiums auf der Landstraße in Wien für 1870/71 veröffentlichte, steht Berthold dem Cistercienser mönche aus der alten Schule noch sehr nahe. Dieselbe bietet nämlich eine von Vers zu Vers fortschreitende Exegese des Englischen Grußes in der geistvollen Art des Cäsarius, wovon sich unter Berthold's gedruckten Predigten sonst kein Beispiel findet, und läßt durchaus das eigentlich Charakteristische seiner Predigtweise, den lebendigen Contact mit der Zuhörerschaft, die Volksthümlichkeit und stete Bezugnahme auf das praktische Leben vermissen. Auch ist die schulmäßig correcte, sogar elegante Diction dieser Predigt völlig verschieden von der Sprache seiner andern lateinischen Reden [1]). Sie macht den Eindruck einer vortrefflichen Schularbeit, und würde als solche in Berthold's jüngere Jahre fallen, in eine Zeit, wo die neue Predigtweise erst im Entstehen begriffen war.

Fassen wir die Eigenthümlichkeiten der Berthold'schen Beredtsamkeit noch einmal kurz mit den Worten zusammen, in welchen ein berühmter Volksschriftsteller [2]) sein Urtheil über Bruder Berthold als Prediger niedergelegt hat: „Das Musterhafte seiner Predigten besteht hauptsächlich in der großen Klarheit und Anschaulichkeit derselben, in der Versinnlichung religiöser Wahrheiten durch nahe liegende Bilder aus Natur und Menschenleben, in der Vereinzelung der moralischen Begriffe, in der Schönheit und Kraft seiner Antithesen, in der sichern Auswahl alles Dessen, was auf seine Zuhörer wirken mußte, in der wahrhaft wunderbaren Durchdringung von naiver Anmuth und höchster Kraft, so daß man meinen sollte, es spräche ein einfältiges Kind und ein ernster, heiliger Mann zugleich. Gegen unhaltbare Behauptungen in diesen Predigten, gegen manche erkünstelte Vergleichungen aus dem Alten Testament, gegen einzelne derbe Ausdrücke wird jeder billige Leser recht gern tolerant sein und sie nicht sowohl dem herrlichen Geiste Berthold's zuschreiben, als vielmehr der Zeit und Umgebung, in welcher er gelebt hat."

Berthold kann natürlich nicht als ein Muster für Prediger aufgestellt werden, das, möglichst naturgetreu copirt, den vollendeten Redner machte. Von solchen Predigern, wie Berthold einer war, gilt eben auch das Wort, daß sie geboren werden. Doch ist sein Beispiel nicht ohne Einfluß auf die Fortentwickelung der Kanzelberedtsamkeit geblieben. Deutliche Spuren desselben finden sich in den von Grieshaber in den Jahren 1844 und 1846 herausgegebenen Reden des sogenannten Schwarzwälder

---

[1]) Man sehe über letztere Jakob a. a. O. S. 120.

[2]) Alban Stolz in der Vorrede zu der Uebersetzung von Göbel.

Predigers aus dem dreizehnten Jahrhundert und in den gegen das Ende des Jahrhunderts verfaßten Predigten des Bruder Peregrinus aus dem Dominicanerorden, der z. B. in einer Rede auf das Fest Christi Himmelfahrt die 18. und die 25. Predigt Berthold's benutzt[1]). Von dem Schwarzwälder Prediger, der sich eng an Berthold anschließt, urtheilt Wackernagel[2]), derselbe möge ganz besonders dazu beigetragen haben, wenn Manches, was sich zuerst bei Berthold als eigentliches Merkmal seiner Predigt findet, von da an bis zum Ende des Mittelalters in Gebrauch geblieben ist. Eine Handschrift in Klosterneuburg aus dem vierzehnten Jahrhundert enthält 44 Predigten eines unbekannten Verfassers, in deren vorletzter ausdrücklich auf Berthold Bezug genommen wird. Diese Predigt ist überschrieben: „Von prueder Perchtoltz predig" und beginnt also: „Es sprach prueder Perchtolt zu der sibenden predig, man list in dem heiligen evangeli, daz unser herre sprach (zu der sibenden predig), wer zu dem andern in ernst spricht, du pist ein aff" u. s. w.[3]). Berthold wird auch, wie bereits oben erwähnt, noch in einer Reformationsschrift vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts citirt, ein Beweis, daß er selbst da noch keineswegs vergessen war. Man sagte auch damals, daß man, um ein tüchtiger Prediger zu werden, nur den Rusticanus zu studiren brauche[4]). In diesem Abschnitt hoffe ich den Beweis geliefert zu haben, daß dieses Urtheil auch heute noch seine Geltung hat, und das Studium Berthold's nicht genug empfohlen werden kann.

Uebrigens war Berthold ja nicht der einzige namhafte Prediger des Mittelalters, sondern nur der bedeutendsten einer. Er stand — in etwa wenigstens — auf den Schultern Anderer, und Andere stellten sich auf seine Schultern. Dieselben sind aber bis jetzt zum größten Theile kaum über die Kreise der Philologen hinaus bekannt geworden, und bestehen daher die alten Vorurtheile gegen die mittelalterliche Predigt bei der großen Menge der Gebildeten noch immer fort. Möchte einmal — diesem von anderer Seite geäußerten Wunsche schließen wir uns von ganzem Herzen an — ein katholischer Gelehrter der mißhandelten mittelalterlichen Prediger, der verhöhnten katholischen Predigt sich annehmen und durch eine Geschichte der Predigt im Mittelalter ihre Ehre wiederherstellen. Er brauchte in der That nichts mitzubringen, als Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn und den einen Vorsatz, die Geschichte der Homiletik nicht zu machen, sondern darzustellen.

---

[1]) Cruel a. a. O. S. 324. 345. — [2]) Altdeutsche Predigten. S. 372 f.

[3]) Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1838. S. 510.

[4]) Quicunque studuerit sermones Rusticani, acceptus erit populo in sermonibus. Jakob a. a. O. S. 14.

VI.

Berthold als Socialpolitiker.

Als Berthold von Regensburg predigend durch die deutschen Gaue zog, gährte es nicht bloß auf dem politischen und kirchlichen, sondern auch auf socialem Gebiete; war doch die kirchliche Bewegung selbst keineswegs eine rein religiöse, sondern zum Theil aus Unzufriedenheit mit den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen hervorgegangen. Durch die in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fallende Kräftigung des Bürgerthums gegenüber dem vielfach wenig begüterten Adel, und den mächtigen Aufschwung des Handels und der Gewerbe, wie anderseits auch durch die so oft straflos ausgehenden Gewaltthaten gegen Leben und Eigenthum und, mit Einem Worte, in Folge der großen volkswirthschaftlichen Revolution, die Deutschland von 1150—1300 umgestaltete [1]), mußten die Berechtigung und das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Stände, der sittliche Werth der Arbeit, das Eigenthumsrecht, die verschiedenen Erwerbsarten, namentlich die Wucherfrage Gegenstand häufigen Meinungs-Austausches werden, und so konnte auch Bruder Berthold, der vielleicht besser als irgend ein Anderer das sittlich-sociale Leben seines Volkes, dessen Licht- und Schattenseiten kannte, nicht umhin, auf diese Tagesfragen Rücksicht zu nehmen. Es geschieht dies besonders in der zehnten Predigt. Er dachte dabei an nichts weniger, als seine Zuhörer durch tiefgehende speculative Erörterungen in das Verständniß der christlichen Gesellschaftslehre einzuführen, oder wie ein moderner Socialreformer neue Vorschläge zur Lösung der socialen Frage zu machen, sondern beschränkte sich darauf, bei gegebener Gelegenheit die allbekannten christlichen Grundsätze auf einzelne Punkte aus der Socialökonomie anzuwenden, so daß sein ganzes socialpolitisches System, insofern von einem solchen geredet werden kann, sich lediglich auf den Katechismus, oder, wie man damals sagte, auf Credo und Vaterunser aufbaut. Er war eben von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß das Christenthum die sociale Frage ein für alle Mal gelöst habe, und es sich nur mehr darum handeln könne, ob wir die gegebene Lösung wollen gelten lassen oder nicht. Darin liegt der besondere Reiz und der dauernde Werth der Gesellschaftslehre Berthold's, in welcher die fruchtbaren Keime einer christlichen Socialpolitik in Menge ausgestreut sind. Es bietet also mehr als bloß historisches Interesse, Berthold's Auffassung der bei der socialen Frage zur Sprache

---

[1]) Schmoller, Straßburg's Blüthe und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert. Straßburg 1875.

kommenden Verhältnisse kennen zu lernen, und wollen wir darum seine Doctrin, soweit sie in den gedruckten Predigten Ausdruck gefunden hat, hier darzulegen versuchen.

Da die Treue gegen Gott, der Glaube, eine Pflicht nicht bloß der einzelnen Menschen sondern auch der Gesellschaft, ja, die vornehmste sociale Tugend ist, galt der Unglaube im Mittelalter als ein Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft, und wurde darum der Vollgenuß der bürgerlichen Rechte nur den Christen, nie den Ungläubigen zuerkannt. Nach Berthold's Auffassung decken sich die bürgerliche Gesellschaft und die Christenheit geradezu. Juden, Heiden und Ketzer, wie sie beim jüngsten Gerichte „ohne alles Urtheil" in die Hölle gestoßen werden — denn sie „sind schon gerichtet", während unser Herr den Christen die Ehre anthut, daß Er sie mit Urtheil verdammt (II, 22) — sind auch mit den Christen nicht heimathsberechtigt; sie sind, um in der Sprache des Mittelalters zu reden, gewissermaßen die „Unwerigen" im Gegensatze zu den „Vollwerigen", den vollberechtigten Bürgern der menschlichen Gesellschaft. Doch sind die Juden nach Berthold, weil vom Kaiser in den Frieden genommen, in Bezug auf Leben und Eigenthum unverletzlich wie die Christen. „Und wer einen Juden todtschlägt, der muß ihn Gott büßen und dem Richter wie einen Christen." Mit Unrecht wird also Berthold zum Beweise dafür angeführt, daß der Klerus in erster Linie für die Greuel und Gewaltthaten verantwortlich sei, welchen die Juden im Mittelalter ausgesetzt waren [1]); um so mehr, da er mit gleicher Schärfe jüdische und christliche Wucherer verurtheilt und, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums der Juden redend, nicht einmal zwischen dem rechtmäßig und unrechtmäßig, d. h. durch betrügerischen Wucher, Erworbenen unterscheidet. Von letzterm lehrt der h. Thomas von Aquin und mit ihm die mittelalterliche Theologie, daß der Fürst es durch Extra-Steuer den Juden wieder abnehmen dürfe, um es den Geschädigten selbst zurück zu erstatten, oder, wo dies nicht möglich, zum gemeinen Besten zu verwenden. Dem entsprechend zog auch Ludwig der Heilige die Güter der des Wuchers überführten Juden ein, entschädigte davon die Uebervortheilten und verwendete den Ueberschuß zu milden Stiftungen. Man soll den Juden, sagt Berthold, aus dem zweifachen Grunde Duldung gewähren, weil sie lebendige Zeugen der Marter unseres Herrn sind,

---

[1]) Cruel a. a. O. S. 621. — Es ist von bedeutenden protestantischen Historikern, wie Neander und Raumer, anerkannt, daß die angesehensten Männer der Kirche den Judenverfolgungen nach Möglichkeit entgegengetreten sind, und die Päpste, „vernünftiger, uneigennütziger und unparteiischer" als die Laienfürsten, sowohl die Anmaßungen und Betrügereien der Juden als die Willkür und Habsucht der Christen bekämpft haben.

und weil die Uebrigbleibenden vor dem jüngsten Tage sich bekehren werden. Jedoch ist ihnen nicht zu gestatten, daß sie für ihre Religion heimlich oder öffentlich Propaganda machen (II, 238); und „sollten ihrer so viele werden, daß sie die Ueberhand über uns gewännen, so müßte man sich ihrer erwehren wie der Heiden“ (I, 363). Berthold weist also den Juden die Stellung von Schutzbürgern an, hält dagegen einen dominirenden Einfluß derselben, den er in der Zukunft zu befürchten scheint, für unzulässig. Auch soll der Christ keine Gemeinschaft mit ihnen haben, nicht bei ihnen wohnen, nicht als Dienstbote ihr Brod essen. Mit Rücksicht auf ihr eheliches Leben (I, 323) und die strenge Beobachtung der Sabbathfeier werden sie den Christen als Muster vorgestellt, obschon sie in der Lehre „Ketzer geworden sind und ihren Bund in allen Dingen brechen“ [1]). Darum sind sie auch im Glauben sehr getheilt und glauben so lächerliche Dinge von Gott, daß sie es ihren Kindern nicht einmal gern sagen. Zum Beweise beruft Berthold sich auf den Talmud. Im Großen und Ganzen hat er für das von seiner Bestimmung abgefallene Judenthum nur mitleidige Verachtung. „Stinkender Jude“ ist bei ihm ein stehender Ausdruck. Es ist von Interesse, mit Berthold's Aeußerungen über die Juden die vielfach genau übereinstimmende Lehre des h. Thomas [2]) über deren sociale Stellung zu vergleichen.

Das Urbild der christlichen Gesellschaft, „des niedern Himmelreiches“, ist der Himmel mit den einander Dienst und Dank bietenden Chören seliger Geister. Wie St. Michael der Fürst der Engel, so ist der Kaiser der Herr der weltlichen, der Papst der Herr der geistlichen Vorsteher; und wie in jedem Lande ein Engelpfleger ist, der oberste der Engel, die in dem Lande ihres Amtes walten, so hat der Kaiser einen König unter sich über jedem Königreiche, und unter diesem Herren geringern Ranges. In ähnlicher Weise ist das geistliche Regiment über die Bisthümer, Städte, Dörfer, Klöster und Burgen geordnet (II, 239).

Ueber das Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt in der christlichen Gesellschaft wird gelehrt, es seien zwar beide Gewalten von Gott, aber nur die erstere sei unmittelbar göttlicher Einsetzung, die andere dagegen päpstliches Lehen und solle zum Schutze der Christenheit gegen Juden, Heiden und Ketzer gebraucht werden. „Das ist das eiserne Schwert des weltlichen strengen Gerichtes. Das soll der Papst dem Kaiser leihen, ob Jemand wäre, der diese seidene

---

[1]) Auch der durch seinen Streit mit Reuchlin bekannte jüdische Convertit Pfefferkorn nennt die Juden „Ketzer des Alten und Neuen Testamentes“; sie seien keine Mosaisten mehr, sondern durchaus nur Talmudisten und deshalb des Gerichtes nach dem Gesetze Mosis schuldig. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. II, S. 41.

[2]) Summa theol 2. II. qu. 10. a. 1. 5 sqq. und De regimine judaeorum.

Mauer (d. h. die geistliche Gewalt) mit Ungehorsam zerbräche, daß die eiserne Mauer dann noch davor sei und den Acker schirme" (I, 362). „Und deshalb soll der Kaiser dem Papste den Stegreif halten, damit sich der Sattel nicht umwende. Das ist alsoviel gesprochen: was der Papst mit dem Banne richten mag, das soll der Kaiser und andere weltliche Richter mit dem Schwerte richten" (I, 363). Denn die Kirche kann selbst das materielle Schwert nicht führen, „sie kann nur um Gottes und um eueres Seelenheiles willen euch bitten, gebieten (d. h. durch äußere Mittel Gehorsam erzwingen) kann sie nicht" (I, 148). Auch soll die geistliche Gewalt die weltliche überwachen und erforderlichen Falles nöthigen, Gerechtigkeit zu üben (I, 143). Um die Christenheit aber ist es dann am besten bestellt, wenn die geistliche und die weltliche Obrigkeit einig sind und sich gegenseitig unterstützen, wie sie von Rechts wegen sollten, weil sich dann Keiner getrauen würde, Böses zu thun (I, 363). Wie man sieht, huldigt Berthold, vielleicht zum Theil in Folge der kläglichen Zustände im Reich, dem strengen System der directen Gewalt der Kirche über das Zeitliche, ein System, das eben nicht allzu viele Anhänger zählte. Doch theilt auch er die namentlich von den Staufern geltend gemachte Auffassung, daß der römische Kaiser deutscher Nation Rechtsnachfolger der alten Imperatoren sei (I, 209) und eine wirkliche Souveränetät über die andern christlichen Fürsten besitze, welche nur in seinem Auftrage, als seine Statthalter, regieren (I, 362).

„Das Himmelreich ist geziert und geehrt mit zehn Chören der heiligen Engel," die alle einander über- oder untergeordnet sind. Die drei höchsten Chöre sind die herrschenden, die sieben andern ihnen zu gewissen Diensten verpflichtet. Der zehnte Theil der Engel aber wurde, ehe sie in Chöre eingetheilt und gefestigt waren (II, 186), durch Lucifer verführt, abtrünnig, und sind dann die treu gebliebenen Engel von Gott in neun Chöre eingetheilt worden (I, 141 f.)[1]. Da aber die Christenheit dem Himmelreiche ähnlich ist, so gibt es auch zehn Klassen von Menschen, die einander zu Dienst und Gegendienst verpflichtet sind. Die drei höchsten Klassen sind Weltgeistliche, Klosterleute und Adel. Der übrigen sollten noch sieben sein, aber es sind ihrer in Wirklichkeit nur sechs, nämlich 1. die Gewandwirker, wozu Alle gehören, die Seiden- oder Wollen- oder Leinen- oder Pelzgewand, Schuhe, Handschuhe, Gürtel,

---

[1]) Schönbach (a. a O. S. 369) bemerkt richtig, daß die Ausführungen bei Berthold confus sind; wahrscheinlich hat der Schreiber sie verwirrt. Doch scheint auch Berthold in der lateinischen Predigt „De praeceptis Domini" sich die Sache etwas anders gedacht zu haben, als im deutschen Vortrag. Vgl. II. 187, 7 ff. mit Jakob a. a. O. S. 147.

oder was immer zum Gewand gehört, verfertigen; 2. Alle, die mit eisernen Werkzeugen arbeiten, als Goldschmiede, Pfennigschmiede und andere Schmiede, Zimmerleute, Steinmetzen, Drechsler; 3. Alle, die mit Kauf umgehen: Kaufleute und Händler; 4. Alle, die da Essen und Trinken feil haben: Bäcker, Metzger, Brauer, Fischer, Käse-, Eier- und Oelverkäufer; 5. Alle, die das Erdreich bebauen, sie bauen Wein oder Korn; 6. Alle, die mit Arznei umgehen (I, 146 ff.)[1]. Die siebente Klasse „ist uns Christenleuten abtrünnig geworden" und „hat sich zu den Teufeln gesellt"; „sie sind von uns abgefallen und haben kein Thun mit uns" (I, 145). Es sind dies die Gumpelleute, Geiger, Tambourer und „wie sie alle heißen mögen, die Gut für Ehre nehmen". Diesen herumziehenden Musikanten, Schmähdichtern und Possenreißern wird namentlich auch der Vorwurf gemacht, daß sie durch ihre Schmählieder ehrliche Leute um ihren guten Namen bringen. „Schelter" hießen sie deshalb. In's Gesicht loben und hinter dem Rücken verleumden sie; den braven Mann lästern sie, während sie den reichen Schurken, der sie gut bezahlt, aus elender Schmeichelei vergöttern. All' ihr Leben haben sie nur auf Sünde und Schande gerichtet und schämen sich keines Verbrechens und keiner Schandthat. Was der Teufel nicht reden mag, das reden sie, und alles, was der Teufel in sie hineinschüttet, lassen diese „Blasebälge des Teufels" aus ihrem Munde gehen (I, 155). Sie haben auch, ähnlich dem Diebsgesindel, ihre Spitznamen, unter denen sie ihren Cumpanen bekannt sind: Lasterbalg, Schandolf, Höllenfeuer, Hagelstein. „Also hast du manchen lästerlichen Namen wie deine Gesellen, die Teufel" (I, 156). Die Verkommenheit der fahrenden Sängerzunft mag theilweise dadurch verursacht gewesen sein, daß die Dichter von edler Herkunft sich fast ausschließlich der höfischen Dichtkunst bemächtigten und aus Klugheit oder Schicklichkeitsgefühl die Schmähdichtung den fahrenden Sängern unedler Abkunft und den Spielleuten überließen. Nach Wackernagel[2]) sind Schmähgedichte eine uralte, schon bei den Germanen beliebte Gattung der Poesie, und war Loben und Schelten ein Hauptgeschäft der Dichter des Nordens, so daß skâld, das altnordische Wort für Dichter, vielleicht mit schelten zusammenhängt[3]).

Von einem andern Gesichtspunkte geht Berthold II, 212 bei der Eintheilung der Menschen in neun Klassen aus. Hier denkt er sich die treu geblie-

---

[1]) Bei dieser Eintheilung kommt es Berthold nur darauf an, die sämmtlichen bürgerlichen Gewerbe nach ihrer innern Verwandtschaft in sechs Klassen unterzubringen. Die mittelalterlichen Zünfte, an die man hier vielleicht denken möchte, waren anders gegliedert.

[2]) Geschichte der d. Lit. S. 103.

[3]) Grimm, D. Mythol. S. 83, 615, 853 denkt an eine andere Ableitung dieses Wortes.

benen Christen, ähnlich den Engeln, in drei Mal drei Chören geordnet. Die unterste Stufe bildet das „Pöbelvolk“, wozu Alle gehören, welche nur die Nothdurft haben, daß sie sich und ihre Kinder und ihr Gesinde mit Ehren durchbringen, nämlich Ritter, Bauern und Kaufleute (Gewerbtreibende). Die höhere Stufe bilden Landherren, Dienstmannen, Grafen und manche Freien und sothane Herren. Den höchsten Rang haben die Fürsten, nämlich Markgrafen, Herzöge und Könige. Der Klerus ist hier ganz übergangen.

Berthold behauptet zwar mit Berufung auf die Anfangsworte des Vaterunsers die wesentliche Gleichheit aller Menschen, unter denen nur Tugend und Laster einen Werthunterschied begründen (II, 177), und trägt kein Bedenken, den geburtsstolzen Edeln recht nachdrücklich an diese Wahrheit zu erinnern. „Gott“, ruft er ihm zu, „hat den geringen Mann so wohl geschaffen wie dich, und so wohl nach Sich gebildet wie dich, und hat ihm so wohl Leib und Seele gegeben wie dir, und ihn so wohl durch Seinen Tod erlöst wie dich, und hat ihn bestimmt, daß er die lichte Krone vor Ihm trage, und hat ihn so hoch geadelt wie dich“ (I, 89 f.); weshalb auch die Herren, welche ihre Mitchristen mit unrechter Gewalt bedrücken, geradezu gegen den Erlösungswillen Gottes handeln (I, 89). Dennoch erkennt er den Unterschied der Stände und das Verhältniß der socialen Ueber- und Unterordnung als berechtigt und nothwendig an und ermahnt, nachdem er die Pflichten der drei höhern Stände gegen die niedern dargelegt hat, diese, ihren Dienst, welchen sie jenen schuldig sind, getreulich zu leisten. „Denn dieser dreierlei Leute vermöchte die heilige Christenheit in keiner Weise zu entbehren.“ Auch sollen sogenannte Mißheirathen vermieden, und Ehen möglichst unter Ebenbürtigen geschlossen werden, obgleich irgend welche Standesunterschiede die Gültigkeit einer Ehe nicht in Frage stellen können. „Wärest du halt ein König, und wäre sie ein armes Fräulein, so wärest du doch ihr und sie dein, ... und ist die heilige Ehe so fest und so stark, als wenn ein König eine Königin zur Ehe genommen hätte. . . . . Aber mancherlei Gebresten kommt davon, daß Eins nimmt, was ihm ungleich ist. Es ist ihm desto schämlicher, heimlich und öffentlich. . . . . Darum nimm, was dir gleich ist.“ Bei Eheleuten soll überhaupt alles, Stand, Vermögen, Alter, Schönheit u. s. w. so viel wie möglich zu einander passen (I, 320).

Jeder soll mit seinem Stand und Beruf, welchen ihm nicht der Zufall gegeben, sondern Gott mit Weisheit bestimmt hat, zufrieden sein, wenn es auch ein niederer ist, denn es ist besser, mit einem niedern Amte in den Himmel, als mit einem hohen in die Hölle zu kommen; und wer sein niederes Amt auf Erden gewissenhaft

verwaltet, dem wird Gott dereinst ein gar hohes Amt im Himmel geben. Darum sollst du nicht murren in deinem Herzen und sagen: O weh, Herr Gott, warum hast du mir ein so arbeitsvolles Leben gegeben und Manchem so große Ehre und Gut? Sondern du sollst sprechen: Herr, sei gelobt wegen aller Deiner Gnaden, die du mir erzeigt hast und noch erzeigen wirst! Wo sollte es hinaus, fragt Berthold, wenn jeder Schuster und Weber oder Bauer ein Graf oder ein Ritter sein wollte? Wer würde uns den Acker bauen und die Schuhe machen (I, 14 f.)? „Hätte Gott uns alle zu Herren gemacht, so würde die Welt ungeordnet sein, und es würde nie wohl und recht im Lande stehen" (I, 271). Sehr richtig, weil der Begriff der Gesellschaft als einer geordneten Gemeinheit die Gleichheit ausschließt. Wer „Ordnung" sagt, unterscheidet bereits die Ordnenden und die zu Ordnenden, nimmt also eine Ungleichheit an [1]).

Arbeiten muß aber Jeder, er sei reich oder arm, edel oder unedel. Keiner ist für den Müßiggang geschaffen. Die Arbeit ist uns nach dem Sündenfalle als Buße auferlegt (I, 562) und auch zu unserm Wohlbefinden nöthig (I, 13). Aber nicht jede Arbeit ist gut. „Es arbeitet mancher Mensch, daß es seinem Leibe gar sauer ankommt, und es ist weder Gott noch der Welt nütze, weder ihm noch sonst Jemand." Unnütze Arbeit, solche nämlich, die nicht entweder Gott oder der Welt dienlich ist, soll man fliehen [2]). Ehrliche Arbeit aber, die der Welt nützlich ist, gereicht auch immer zur Ehre Gottes (I, 561 f.). Man muß also nicht bloß um des zeitlichen Nutzens, sondern auch um Gottes willen, mit Treue und Gerechtigkeit wirken, eingedenk, daß man von jedem „Amte" [3]), es sei hoch oder niedrig, Gott Rechenschaft geben muß (I, 14). Wer in seiner Berufsarbeit nachlässig ist, sündigt durch Trägheit im Dienste Gottes, was eine der sieben Hauptsünden ist (I, 255); und wer sein Geschäft nicht ehrlich betreiben will, muß es einstellen (I, 14). Freilich gibt es auch Beschäftigungen, bei denen man gar nicht gerecht leben kann, weil sie nicht von Gott sind, sondern vom Teufel (II, 27). Dahin rechnet Berthold solche Gewerke, die durch ihre Erzeugnisse der Sünde und dem Kriege dienen, „als Würfeler (Würfelmacher) und Schapeler und die die langen Messer schlagen, womit viele Menschen ermordet

---

[1]) Christl.-soc. Blätter. Jahrg. 1881. S. 641.

[2]) Was hier vom religiösen Standpunkte geschieht, ist auch um der socialen Wohlfahrt willen nothwendig, nämlich einen Unterschied zu machen zwischen Arbeit und Arbeit. „Zur Bewahrung gesunder Gesellschaftszustände," sagt Riehl, „ist es nicht genug, daß das Volk arbeite und den nationalen Wohlstand mehre: es kommt auch darauf an, was und warum es arbeitet."

[3]) So bezeichnet Berthold mit gutem Bedacht jede wie immer geartete Berufsthätigkeit.

werden . . . . und die da Schießwaffen machen" (I, 14 f.). Schapel ist ein Kranz von künstlichen Blumen als Kopfschmuck lediger Frauenzimmer, womit viel Koketterie getrieben wurde. Warum Berthold das Gewerbe der Waffenschmiede schlechthin zu den unerlaubten zählt, wage ich nicht zu entscheiden. Indem Berthold die Betrügereien der Handwerker brandmarkt, durch welche zumeist Arme um ihre sauer verdienten Pfennige gebracht werden (I, 16. 86), bemerkt er ganz richtig, daß die Gewerbsleute von ihren Unredlichkeiten doch keinen nennenswerthen Nutzen haben. Denn, „was der Krämer gewinnt mit seiner unrechten Waage, das stiehlt ihm der Weinmann, der Zäpfer, wieder an dem Weine, und der Schneider und sein Knecht an dem Gewande. . . . . Bestiehlst du ihn, so bestiehlt er dich morgen wieder mit seines Amtes Trügenheit. Und darum könnt ihr nie reich werden. . . . . Wäret ihr alle treu und wären euere Gewinne rein, — wenn ihr dann auch ein Almosen davon gäbet, das käme euch an Leib und Seele zu Statten" (I, 17 f.). Das kaufmännische Gewerbe stand bei den Moralisten des Mittelalters, besonders wegen der dabei häufig vorkommenden Unredlichkeiten, in geringer Achtung. Jedoch hält Bruder Berthold, ähnlich wie der h. Thomas von Aquin, [1]) den auswärtigen Consumtionshandel für nothwendig, und den daraus gezogenen Gewinn für erlaubt. „Wir könnten der Kaufleute nimmer entbehren, denn sie führen aus einem Lande in das andere, was wir bedürfen, da in einem Lande das wohlfeil ist, in einem andern jenes; und darum sollen sie dies hinführen und jenes her; davon sollen sie mit Recht ihren Lohn haben: das ist ihr Gewinn, den sie mit Recht gewinnen (I, 18 f.). Alle Wuchergeschäfte aber sollen unterbleiben.

Berthold unterscheidet offenen und verdeckten W u ch e r und bekämpft namentlich den letztern, vielleicht weil der erstere hauptsächlich von den Juden getrieben wurde. Verdeckter Wucher ist: „Fürkauf auf die Länge der Zeit auf das Nähere, um das Mindere," „Gedingesgeben auf das Jahr um das Theuere," „Pfantung" und „Satzung". Es ist Fürkauf, wenn man von Jemand, der sich in Geldnoth befindet, bei Vorausbezahlung Waaren kauft, die erst nach einer bestimmten Frist zu liefern sind, wegen des bewilligten Ausstandes aber einen geringern Preis zahlt. „Das Ziel sei lang oder kurz, was er's dir näher (wohlfeiler) gibt, als du es desselben Tages kaufen könntest um baares Geld, das ist gerade so gut Wucher, als wenn der ärgste Jude den Schilling um dreizehn, oder das Pfund die Woche um vier oder höher leiht" (I, 438). Umgekehrt heißt es Dinges- oder Gedingesgeben, wenn Einer auf Ziel zu einem höhern Preise verkauft. Gedinge bedeutet nämlich Hoffnung, Zu-

---

[1]) De regimine princ. II. 3.

versicht, Vertrauen; Dingesgeber ist also Einer, der Vertrauen schenkt, auf Borg gibt. „Auf das Theuere gibt er ihm einen Eimer Wein um ein halb Pfund, und gibt ihm die Zeit unseres Herrn dazu. »Gebet mir mein Geld über ein halbes Jahr« spricht er, oder länger oder kürzer. Den Wein kaufte er wohl um fünf Schillinge oder um sechs zum höchsten in die Hand desselben Tages“ (I, 438). Es ist wucherische Pfantung, für ein Darlehen ein productives Unterpfand zu nehmen, das doppelt oder dreifach abwirft, was der Gläubiger zu fordern hat, und, nachdem das ganze Darlehen durch die Früchte des Pfandes vielleicht schon mehrfach gedeckt ist, dasselbe annoch festzuhalten. Berthold will, die jährlich genossenen Früchte des Pfandes sollen von dem geliehenen Capital abgezogen werden, bis es auf diese Weise vollständig abgetragen ist (I, 437 f.). Satzung heißt Festsetzung, Taxirung, auch Uebergabe eines Pfandes oder das eingesetzte Pfand selbst; ist demnach als Wuchergeschäft wahrscheinlich gleichbedeutend mit Pfantung, wenn man nicht mit Göbel darunter das Treiben von Zwischenhändlern verstehen will, welche nach Uebereinkunft den Preis der Waare in die Höhe treiben.

Das strenge Urtheil Berthold's über manche geschäftliche „Usancen“ beruht auf dem canonischen Begriffe des Wuchers. Nach dem canonischen sowohl wie nach dem römischen und dem natürlichen Rechte darf man von einem Darlehen als solchem nicht Zinsen nehmen. Die geringste Mehreinnahme über das geliehene Capital ist Wucher (I, 26). Es würde ja, da Leihen eine Pflicht der Besitzenden ist, für die Mehreinnahme die Gegenleistung, für den empfangenen Preis das Kaufobject mangeln, nur die Leihezeit würde mit den Zinsen bezahlt; und in der That ist es ein stehender Vorwurf Berthold's gegen die Wucherer, daß sie „Gott seine Zeit verkaufen, die aller Welt gemeinsam ist“ (I, 438). „Du sollst dich aber wohl hüten, so lieb dir Gott ist und das Himmelreich, daß du je einen Pfennig oder Hälbling oder seinen Werth, ein Ei oder seinen Werth dafür nehmest; denn das wäre wider Gott, und du wärest ewiglich darum verloren, außer du gäbest ihm denn ebensoviel hinwieder. — »Bruder Berthold! Ich wehrte mich genug dagegen, und es war mir gar leid. Da legte er mir's an die Hausthür nieder und ging hin[1]). Soll ich darum verloren sein?« — Ja, du mußt so lange da in der Hölle sein, als Gott im Himmelreich ist. Du sollst es ihm redlich wiedergeben, oder so theuer vergelten, als es werth ist oder noch theuerer.

---

[1]) Wenn im Mittelalter ein Zinsherr die Einnahme des Zinses versäumte oder weigerte, so durfte der Schuldner den Zins offen an einem bestimmten Orte, z. B. auf einem Stein im Hofe oder an der Hausthüre, niederlegen und sich darauf entfernen. Die Entrichtung galt dann als geleistet. Grimm, D. Rechtsalt. S. 389.

Er brächte dir, was er könnte, der arme Mann, damit du desto länger schwiegest; er fürchtet alle Tage, du möchtest deine Pfennige dir heißen wiedergeben. Und so ihn das dünkt, so bringt er dir etwas. Davon sollst du durchaus nichts nehmen, es sei Wein oder Brod, Hühner oder Eier, weder dies noch jenes. Du weißt ja wohl, liehest du ihm nicht, daß er dir nichts brächte; darum sollst du es auch so nicht nehmen, oder du bist ein rechter Wucherer; du sollst es ihm mit Geld vergüten, gerade so viel als es werth ist oder theuerer, daß auf dir nicht laste nur ein einziges Ei. Du sollst dir auch nicht dienen lassen, weder einen ganzen Tag noch einen halben, noch Weile noch Stunde, noch wenig noch viel, du lohnest es ihm denn wie einem Andern, oder besser. Es sei denn, daß du ihm dein Vieh leihest in den Wagen oder in den Pflug; da nähmest du wohl etwas von ihm ohne Sünde, was eine Füge (Füglichkeit, Schicklichkeit) heißt; dir gibt aber Gott desto mindern Lohn darum. Soll er dir aber so theuer geben und abverdienen, was soll dir Gott dann danken? Ihr Herrschaften! Das sollt ihr gar gern thun: was euch Gott verliehen hat, es sei, was es wolle, Vieh oder ander Gut, damit helfet armen Leuten und leihet ihnen. Das ist ohne Schaden, denn sie müssen euch dasselbe wiedergeben" (I, 281). Es ist aber rathsam, ein Unterpfand zu nehmen, „denn Armuth ist leider unstät, und Unstätigkeit lehrt der Leute ein groß Theil, daß sie untreu werden an ihren Gelübden, daß sie ihr Wort brechen, was sie sonst sehr ungern thäten [1]); darum sag' ich, daß ihr von den armen Leuten Sicherheit nehmet und ihnen darauf leihet."

Was Einer durch Wucher oder auf andere unerlaubte Weise erworben hat, muß er auf Heller und Pfennig zurückerstatten. Nach dem Geiste des Evangeliums sollte der unrechtmäßige Besitzer fremden Eigenthums eigentlich doppelt, ja vierfach wiedergeben (I, 74). Auch ist die Wiedererstattung in Ratenzahlungen durchaus unzulässig (I, 75), und sollen die Beichtväter durch ein noch so festes Versprechen der Restitution sich nicht bewegen lassen, zu absolviren, bevor dieselbe wirklich stattgefunden hat (I, 119).

Was Jemand auf rechtmäßige Weise, durch ehrliche Arbeit gewinnt, ist sein Eigenthum. So wenig Berthold dies in Abrede stellen will, so wenig kennt er ein absolutes Eigenthumsrecht. Denn abgesehen davon, daß Jeder von seinem Besitze, er sei groß oder klein, Gott Rechenschaft geben muß (I, 24 f.), also Ihm gegenüber nur Verwalter seiner Güter ist, so ist das Eigenthumsrecht auch den Mitmenschen gegenüber kein unbeschränktes. Da in erster Linie die Menschheit als Ganzes Besitzerin

---

[1]) Almusen (d. h. Armuth) manic mensch macht unstet,
Daz sus vil selten missetete (Renner).

der geschaffenen Güter ist, so hat das Privateigenthum seine natürliche Schranke an der Noth des Nächsten. Berthold betont, wie andere Theologen und Philosophen des Mittelalters, mit Vorliebe, daß für die Lebensbedürfnisse aller Menschen von der Vorsehung ausreichend gesorgt sei, und Alle auf die Güter der Erde Anspruch haben. Der Gedanke eines Malthus, daß es Menschen gebe, welche kein Recht zu existiren haben, weil für sie kein Gedeck auf dem Tische des Lebens aufgelegt sei, wäre dem wackern Minoriten unverständlich gewesen. Es ist vielmehr seine tiefinnerste Ueberzeugung: die Gedecke sind da, es kommt nur auf deren richtige Vertheilung an. „Da Gott alle Dinge mit Weisheit geschaffen hat, hat Er das auch mit Weisheit geordnet und geschaffen, daß alle Menschen Gewand genug hätten und Fleisch und Brod, Meth und Wein und Bier und Fische, Wildes und Zahmes. Das hat Er allesammt zur Genüge geschaffen für alle Welt, gerade so genug, wie Er die Sterne am Himmel geschaffen hat, daß, wenn nur ein einziger Stern mangelte am Himmel, es um die ganze Welt schlimm stände an Gesundheit und an allen guten Dingen. Gerade so wie Er die Sterne am Himmel erschaffen hat, daß ihrer weder zu viel noch zu wenig sind, so hat Er es auf dem Erdreich geschaffen: Silber, Gold, Speise und Gewand. — »Oh weh, Bruder Berthold! Er hat es doch gar ungleich vertheilt! Denn ich und manch armer Mensch genießen selten einmal etwas, das gut ist, Essen oder Trinken, und haben weder Gold noch Silber noch Gewand.« — Sieh'! Da hat es dir der Abbrecher abgebrochen, dieser mit Wucher, jener mit Raub u. s. w. Darum ist auch der Geiz der schlimmsten Sünden eine; denn sie rauben euch mit Unrecht, was euch zu rechtem Eigenthum Gott geschaffen hat. So ihr es denn mühsam erarbeitet mit euerm Schweiß, legt ihrer Einer so viel davon über einander, daß zehn daran genug hätten. Etliche legen aus Geiz über einander, es hätten tausend daran genug in rechter Weise, denn Er hat alles genug geschaffen, unser Herr. Und daher, daß Einer, ein Geiziger, zu viel hat, haben anderswo hundert zu wenig . . . Ein Heiliger spricht hierüber ein gar gutes Wort und spricht also: »Herr, wovon sind die Vögel so schön und so feist und haben weder dies noch das, und sind alle müßig und haben gar genug? Das ist daher: so einer genug hat, läßt er auch den andern essen, so einer satt ist, läßt er auch den andern satt werden. — Wenn aber ein geiziger Mensch so viel hat, daß zwanzig daran genug hätten, so hätte er doch gern noch mehr, daß hundert daran genug hätten oder fünfhundert.« Und daher müßt ihr armen Leute so wenig haben . . . Wir hätten alle genug, wenn man es gleich theilte." (I, 59 f. vergl. I, 257 f.).

Auf diesem Standpunkte erscheint es beinahe nicht mehr als eine bloße Liebespflicht, sondern als eine Forderung der Gerechtigkeit, die ursprünglich nicht von Gott gewollte, aber nun einmal vorhandene Ungleichheit der Güterverteilung durch Mildthätigkeit den Armen weniger fühlbar zu machen. „Darum, ihr armen Leute, sollt ihr gar froh sein. Wollen sie das Himmelreich, die Reichen, so müssen sie es von euch kaufen mit der Tugend, die da heißt Mildthätigkeit; und thun sie dies nicht, so sehen sie das Himmelreich nimmermehr" (I, 60). Freigebigkeit ist eine der größten Tugenden. Man wird auch nicht arm dadurch, so wenig wie die Sonne, welche der ganzen Welt Licht spendet, dadurch an ihrem Lichte Einbuße erleidet (I, 26). Damit ist freilich nicht gesagt, daß man immer schenken müsse. Wenn man einem Armen, ohne Entgeld bloß gegen sicheres Unterpfand, leiht, so ist es gerade so gut, als ob man ihm ein Almosen gäbe, und oft ist ihm besser geholfen, wenn man ihm einen Schilling leiht, als wenn man ihm vier Pfennige schenkt (I, 477). Man muß aber wohlthätig sein nicht aus bloßer Humanität, sondern um Gottes willen (I, 25), dann ist es ein wahrer Gottesdienst (I, 190). Wenn der Reiche aus diesem übernatürlichen Beweggrunde die Hungerigen speist, oder Wege und Stege machen läßt — ein Werk, welches namentlich auch als Buße für begangene Sünden empfohlen wird — so ist das so gut, als ob er Messen stiftete und Klöster dotirte (I, 190). Der Wege- und Brückenbau wurde als eines der verdienstlichsten Werke frommsinniger Nächstenliebe von der Kirche im Mittelalter auf jede Weise, auch durch Ertheilung von Abläßen, gefördert. Es gab sogar in Frankreich einen diesem Zwecke ausschließlich gewidmeten religiösen Orden, die Brückenbrüder (frères pontifes)[1]. Die Pflicht der Mildthätigkeit erfüllen aber jene wohlhabenden Frauen schlecht, die da ihre Kleider über einander häufen, bis sie faulen, und die Tragstange brechen möchte: Mantel auf Mantel, Röckchen auf Röckchen, Badetuch[2]) auf Badetuch, Fürspange auf Fürspange, während sie manch armen Menschen erfrieren lassen. Sie suchen sich damit auszureden, ihre Ehemänner gestatteten ihnen nicht, Almosen zu geben, darum wollten sie die Sachen auf dem Todesbette zum Heile ihrer Seele verschenken. Aber Berthold räth ihnen, lieber ihre überflüssigen Kleider zu verkaufen und von dem

---

[1]) Siehe den Aufsatz „Die Kirche und der Brückenbau im Mittelalter" in den Histor.-polit. Blättern Jahrg. 1881. 2.—4. Heft.

[2]) Badetücher pflegen auch sonst in mittelalterlichen Verzeichnissen des weiblichen „Gerades" aufgeführt zu werden (siehe Grimm, Rechtsalterth. S. 576. 582), da im Mittelalter viel mehr als heut zu Tage gebadet wurde, auch ein größeres Bedürfniß dazu vorhanden war. Darum konnte auch wohl das Ueberlassen von Bade-Utensilien an Arme als ein wünschenswerthes Almosen empfohlen werden.

Erlös den Armen zu leihen (II, 30). Uebrigens ist keine Art der Wohlthätigkeit Gott lieber, als unrecht Gut zurückerstatten. Das ist besser, als wenn Einer jeden Tag ein Spital oder ein Kloster stiftete (I, 61. 109).

So nachdrücklich Berthold nun auch die Pflicht des Wohlthuns einschärft, will er dieselbe doch nicht, wie die Ketzer (I, 406), im communistischen Sinne ausgelegt wissen, und das Wort des Herrn: „Wer zwei Röcke hat, gebe einen dem, der keinen hat", nicht als eine buchstäblich zu erfüllende Vorschrift gelten lassen, weil sonst Niemand mehr arbeiten. und die Gesellschaft zu Grunde gehen würde (I, 359. 544).

Die Armen sind „Freunde Gottes", „Gute Leut'", „Selige Gotteskinder[1])". Einen Dürftigen zu lange vor der Thüre stehen lassen, ehe man ihn abweist, ist schon eine läßliche Sünde (I, 429). Man hüte sich, einen Armen zu verachten, denn Gott hat den Armen eben so lieb wie den Reichen, und man kann nicht wissen, was Gott bezweckt hat mit des Armen Armuth und mit des Reichen Reichthum (I, 359).

Mit jener Kraft und Entschiedenheit, wie wir sie an den Priestern und Ordensleuten namentlich des Mittelalters gewohnt sind, tritt Berthold für die Rechte der Dienenden ein. Man glaubt fast einen modernen Socialdemokraten reden zu hören, wenn der Jünger des Armen von Assisi sich mit der ganzen Wärme seines menschenfreundlichen Herzens der „Proletarier" unter seinen Zuhörern annimmt, dieser armen Gotteskinder, deren manches nicht so viel hat, um seine Blöße zu bedecken, und die weder Tag noch Nacht Ruhe haben vor großer Arbeit, und nimmermehr sanft noch warm liegen, und nicht viel besser essen als das Vieh, und mit dem, was sie erarbeiten, nur den Beutel der Geizigen füllen. Mancher von ihnen, der jetzt hundert Pfund haben müßte, ist in Wirklichkeit blutarm, und ist nun in dieser Kälte so weit hergekommen, barfuß und in dünner Kleidung, blaß und abgemagert (I, 58. 257 f.). Hat Berthold nun dem armen Bauer sein Elend mit lebhaften Farben ausgemalt, ihm des langen und breiten vorgehalten, wie er von seinem Gutsherrn oder von hartherzigen Wucherern ausgesogen wird, so wundert man sich beinahe, daß er nicht, wie später ein anderer berühmter Prediger, Geiler von Kaisersberg, es den Armen nahe legt, sich das Geraubte mit Gewalt wieder anzueignen. Statt dessen verweist er sie in echt christlichem Geiste auf die dereinstige ewige Vergeltung, auf die alles ausgleichende gött-

---

[1]) Interessant wäre eine Zusammenstellung der ehrenden Bezeichnungen, welche die Schriftsteller des Mittelalters den Armen geben. Es spricht sich in denselben eine so rührende Liebe zu den Armen, ja eine solch' tiefe Ehrfurcht vor der gottgeheiligten Armuth aus, daß wir es uns schon daraus — abgesehen von allem andern — erklären können, warum eine sociale Krisis wie die der Gegenwart damals ein Ding der Unmöglichkeit war.

liche Gerechtigkeit: „O wohl euch, ihr seligen Gotteskinder! Leidet jetzt gutwillig euere Arbeit, die nimmt ein Ende; euere Arbeit nimmt bald ein Ende, aber euere Freude und euer Reichthum nimmt nimmer ein Ende" (I, 58).

In der Auslöhnung ihrer Untergebenen sollen die Besitzenden um so pünktlicher und freigebiger sein, da ein noch so hoher Lohn kein volles Entgeld für treue Arbeit ist, weil ja der Arbeiter eben so edel wie sein Herr, und der Leib, der die harte Arbeit gethan hat, von Gott mit unaussprechlich hoher Würde bekleidet ist (I, 90. II, 28). Den Dienstboten und Tagelöhnern den schuldigen Lohn auch nur eine Nacht gegen ihren Willen vorenthalten, nennt Berthold eine himmelschreiende Sünde. Manche pflegen, nicht direct, aber durch allerlei Wuchererkniffe ihre Arbeiter um den wohlverdienten Lohn zu betrügen. Sie leihen etwa einem Dürftigen zehn Pfennige und lassen sich dafür an Haus- und Feldarbeit das Doppelte leisten. „Sofort bist du in einer rufenden Sünde, die über deinen Leib und über deine Seele ruft Tag und Nacht vor Gott. Bist du doch vor Gott schuldig, ihm umsonst zu leihen, wenn du kannst, und sollst nicht armen Leuten ihre Armuth also abgewinnen" (I, 108).

„Ihr sollt ihnen auch völlig genug zu essen geben. Wenn du Werkleute hast und Diener und Dienerinnen, die dir das Jahr durch dienen, denen sollst du große Schüsseln vorsetzen und genug darauf legen, und nicht ein Bein darauf legen. Denn du siehst gar gern, daß sie dir wacker arbeiten, darum sollst du ihnen auch genug geben. Du setzest ihnen eine Schüssel vor wie eine Katzenschüssel. Gib dir selber was auf deine Katzenschüssel, oder deinen Kindern, oder deiner Katze! Du sollst ihnen große Schüsseln vorsetzen und genug darauf legen, und nicht ein Bein darauf legen, das abgenagt ist; das sollst du deinem Hunde hinwerfen. Du hörtest eben gar gern, wie ich sie hieß, dir treu und zuverlässig zu sein. Ebenso sollst du das nun gar wohl hören und merken und sollst es auch in Werken vollbringen und sollst ihnen gar genug geben. Nun sprichst du: „Esset wacker!" Das meinst du nie so, daß sie tüchtig und genug essen; du meinst es so, daß sie bald vom Tische gehen und daß sie dir des Brodes und der Speise desto mehr auf dem Tische liegen lassen, und daß sie desto eher an die Arbeit kommen" (I, 90 f.).

Mit dem größten Nachdruck wird für die arbeitende Klasse das Recht der Sonntagsruhe, die schon am Samstag-Nachmittag anfing (II, 48), gefordert. Knechte und Mägde sind an Sonn- und Feiertagen nur zur Besorgung des Viehes und des Hauswesens verpflichtet, und selbst die Thiere dürfen Schonung verlangen. „Rößlein! dir thut dein

Meister Unrecht, könntest du es merken und melden, wenn er dich des Ruhetages plagt, denn du solltest ruhen" (I, 268). Die Sonntagsarbeit bringt auch keinen Segen, denn über kurz oder lang nimmt Gott dem Sabbathschänder den sündhaften Gewinn auf irgend eine Art wieder ab, sei es durch Brand oder Blitz und Hagelschlag oder durch Krankheit und dgl. (I, 269 f.). Oft wird sogar ein ganzes Land um derer willen, die den Sonntag nicht feiern, von Hungersnoth und Krieg und andern Plagen heimgesucht, da alle Menschen im Guten wie im Bösen solidarisch sind. Denn wie ein heiliger Mann mit seinem Gebete ein ganzes Land aufrecht erhält (II, 266), und reicher Ernte-Ertrag und alles Glück auf Erden von den guten Menschen kommt (I, 109), so hat auch umgekehrt Sonntags-Entheiligung, Gottesraub, Meineid eines Einzigen schlimme Folgen für die ganze Gesellschaft, für das Wohlergehen in Stadt und Land (I, 27). Aber noch mehr als durch knechtliche Arbeit wird der Tag des Herrn durch sündhafte Vergnügen, Würfelspiel und Tanzen, entweiht, wofür ein Ausspruch des h. Augustinus citirt wird, es sei besser, an einem Feiertage zu Acker zu gehen, als zu tanzen (I, 269). Indem Berthold sich nun vor die Frage gestellt sieht, wie man denn Sonntags die Zeit vertreiben solle, da er „den Weg gar enge mache" und weder Arbeiten noch Tanzen noch Spielen gestatten wolle, so beschreibt er ausführlich, wie man den Ruhetag mit Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe zubringen müsse. Die schöne Stelle versetzt uns so recht in die andächtige Sonntagsstille einer frommen Landgemeinde: „Mit nichts anderm soll man den Ruhetag vertreiben, als mit heiligen Werken: zur Kirche gehen und Gott fleißig da anrufen und euer Gebet gar andächtig da sprechen und mit schönen Züchten da stehen. Denn euer ist ein großer Theil, und ihr Bauersleute halt allesammt, die die ganze Woche nimmer zur Kirche kommen können[1]: daher ist euch gar noth, daß ihr's an dem Feiertag ersetzt, was ihr im Laufe der Woche versäumt. Wenn man dann Gottesdienst begangen hat, so sollt ihr heim gehen, essen und nach dem Essen ruhen mit Schlaf oder anders mit guten Züchten. Da ihr die ganze Woche gewirkt und gearbeitet habt, so ist es gar nothwendig, daß ihr ruhet und Ruhe habt. Wenn ihr dann geruht habt, so sollt ihr abermals zur Kirche gehen oder daheim euer Gebet getreulich sprechen oder auf dem Felde, oder an welcher Stätte du Gott anrufest mit reuigem Herzen, die Stätte ist heilig. So sollt ihr den Feiertag vertreiben mit Gebet, mit Almosengeben, mit Kirchfahrten, mit Venien, zur Predigt gehen, wo immer ihr die Predigt besuchen könnt, und wo ihr Ablaß und

---

[1]) Weil bei der damaligen großen Ausdehnung der Pfarrsprengel auf dem Lande der Weg zur Kirche für die meisten Pfarreingesessenen viel zu weit war.

andere Gnade findet. Und sollt zu den Siechen gehen, die unkräftig liegen, und sollt die laben, wenn es ihnen nöthig ist, und sie dessen bedürftig sind, und ihr es vermögt. Ist das nicht, so beklaget sie sonst getreulich und bittet Gott, daß er ihn erhalte zur Besserung oder ihm ein gut Ende gebe. Ihr sollt auch gehen, wo gefangene Leute liegen, und sollt die trösten. Das ist gar viel, sehet, womit ihr den Ruhetag vertreiben könnt in Gottes Liebe und in Gottes Ehre, wollt ihr mir folgen" (I, 268 f.).

Wie laut nun auch der große Volksmann seine mächtige Stimme für das Recht der Unterdrückten erhebt, mit wie grellen Farben er auch die Noth seiner Schützlinge schildert, so ist er doch nicht blind für die großen Fehler der Armen. Streng tadelt er z. B. die Unsitte des Fluchens, dessen die hohen und edeln Leute sich schämen (I, 101): „Es zürnt und knurrt das arme Volk, so ihm ein einziger Halm im Wege liegt, und murrt und flucht und schilt und wüthet, als ob es vom Teufel besessen wäre." Er geißelt den Brodneid der Bauern, „daß sie vor Neid und Haß einander nicht ansehen mögen," und Einer den Andern von seinem Hofe kauft (I, 479). Den Bauern scheint er überhaupt weniger hold. Sie sind ihm zu abergläubisch und in Folge der mangelhaften Landseelsorge viel unwissender in religiösen Dingen als die „biderben" Stadtleute. Auch vermißt er bei ihnen zu sehr die „Treue", die ja im feudalen Mittelalter als die erste der bürgerlichen Tugenden galt. Unbarmherzig deckt Berthold das untreue, diebische Wesen vieler Dienstboten auf, die, anstatt über das Gut ihrer Herrschaft bei deren Abwesenheit gewissenhaft zu wachen, sie an allen Ecken und Enden bestehlen. „Und da betet man in der Kirche für die, die getreulich daheim Acht geben!" Ob wohl solche Dienstboten ihrem Namen Ehre machen? Heißen sie doch nur darum „Ehehalten", weil sie ihre Ehe (Dienstvertrag) mit Treue halten (I, 85); oder auch (?) weil sie „den Leuten, die in der heiligen Ehe sind, ihre Ehre und ihr Gut getreulich behalten, behüten und bewahren sollen" (I, 479).

Die Armen und Elenden ermahnt Berthold, bei der Arbeit und in Leiden immer die gute Meinung zu bewahren, oft zu sagen: Herr, alles in Deinem Namen! und nicht scheelsüchtig auf die Reichen zu blicken, denn auch Reichthum und höherer Rang seien von Gott. Man hatte im Mittelalter das Sprüchwort: „Jeder Reiche ist entweder ein Dieb oder eines Diebes Erbe". Dem entgegen lehrt Berthold, daß nicht jeder Reichthum sündhaft sei. „Wenn ein Mann in seinem Stande mehr bedarf als ein anderer, hat der mehr gerechtes Gut, das ist nicht Geiz. Ein Mann bedarf zehn Mal mehr als ein anderer; hat der auch so viel mehr auf rechtliche Weise, das ist nicht Geiz noch Sünde" (I, 440). Zwar

sagten Etliche, es sei unmöglich, daß eines reiches Mannes Seele gerettet werde, aber dem sei nicht so, denn David sei heilig geworden mit seinem Königreiche, und der Andern ein großer Theil, und mancher reiche Mann sei in den Himmel gekommen, der bei großem Reichthum große Demuth besaß (I, 485).

Berthold's Streben ist unverkennbar stets darauf gerichtet, die socialen Gegensätze zu versöhnen, indem er den verschiedenen Ständen die Pflichten der Gerechtigkeit und christlichen Liebe lebendig zum Bewußtsein bringt, den Blick Aller über die irdischen Freuden und Leiden hinweg auf die himmlischen Dinge hinlenkt und „mit kräftigem Schwunge die Ungebildetsten und Aermsten zu der edelsten Weltanschauung emporhebt". Darum lebte auch das Andenken des unvergleichlichen Predigers noch so lange in der Erinnerung des dankbaren Volkes fort, für dessen Lage und Leiden, wie richtig gesagt worden, niemals ein Herz treuer und wärmer geschlagen hat.

VII.

Berthold's Bedeutung für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts.

Nachdem unsere bisherigen Erörterungen die Persönlichkeit und das Wirken Berthold's unter verschiedenen Gesichtspunkten zu schildern versuchten, erübrigt noch, der Bedeutung seiner Predigten für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts eine eingehendere Betrachtung zu widmen, denn mit Recht nennt Wackernagel dieselben eine Fundgrube für die Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands in jenem Zeitraume, wie wir keine sonst besitzen. Berthold gibt uns natürlich zunächst nur über Zustände des südlichen Deutschlands Aufschluß, und haben seine Nachrichten nicht immer auch für die Mitte und den Norden unseres Vaterlandes Geltung, da die Scheidung zwischen Ober- und Nieder-Deutschland, namentlich auch in Sprache, Kleidung und Sitten, in der mittlern Zeit eine sehr ausgesprochene war. Für die Kenntniß süddeutscher Culturverhältnisse aber ist der Minorit von Regensburg eine nicht minder ergiebige Quelle wie der Mönch Cäsarius von Heisterbach bekanntlich für Niederdeutschland und besonders den Niederrhein. Zwar läßt sich aus seinen deutschen Predigten kein vollständiges und abgerundetes Bild von dem Wissen und Können, dem Leben und Treiben, den Sitten und Gebräuchen seiner Zeitgenossen gewinnen, aber wir können doch manche

werthvolle Züge herausheben, die der Culturhistoriker nicht wird übersehen dürfen.

In der Begleitung des berühmten Volksfreundes und allbeliebten Rathgebers kehren wir bei Hohen und Niedern ein. Vor ihm öffnen sich die Wohnzimmer, Küchen, Kinder- und Krankenstuben, Werkstätten und Kramläden; auf der Gasse zeigt er uns die bunten Trachten; begleitet uns zu den auf grüner Wiese stattfindenden Leibesübungen der heranwachsenden Jugend und sogar in die Trinkstuben und Heimgärten, und wir erfahren dabei Manches von den üblen Sitten der vornehmen sowohl wie der untern Schichten der Gesellschaft, wofür eine stark ausgebildete Etiquette keinen genügenden Ersatz bietet. Er führt uns zu Sendgerichten und Dingstätten, auf den Marktplatz, wo Kaufleute von Ungern und Kerlingen (Frankreich) mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ihre Waaren an den Mann zu bringen suchen; tritt mit uns in die nahe gelegene Kirche ein, wo die an ein ernstes, gemessenes Benehmen im Gotteshause Gewöhnten die ungezwungene Natürlichkeit und Lebhaftigkeit des tiefgläubigen Volkes überrascht. Hier flüstert uns Berthold wenige Bemerkungen zu über die Symbolik der Architektur und Liturgie und über andere Gegenstände der religiösen Kunst und ladet uns zur Rast in das anstoßende gastliche Kloster, wo er uns beim Imbiß durch freundliche Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner naturwissenschaftlichen und medicinischen Kenntnisse unterhält. Doch gehen wir auf das Einzelne näher ein.

Am häuslichen Herd.

Gewohnt, das ganze Leben durch die Religion zu heiligen, pflegten unsere Vorfahren ihr Tagewerk mit Gebet anzufangen und zu beschließen. Mochte auch Mancher, leichten Sinnes, seine Morgen- oder Abendandacht „kurz und gut“ mit dem beliebten Stoßgebetlein abmachen: „Nun beschirme mich Gott vor Hauptsünden und vor weltlichen Schanden“, so forderte doch die fromme Sitte mehr, z. B. auch das apostolische Glaubensbekenntniß jeden Morgen und jeden Abend zu sprechen; und zwar sollen es nur die gelehrten Leute „in der Buchsprache“ (lateinisch), die Ungebildeten dagegen deutsch beten (I, 44. II, 19. 63). Ehedem wurde das Auswendiglernen des lateinischen Credo und Paternoster auch von den Ungebildeten gefordert [1]). Zur häuslichen Andacht gehörte auch, daß Jeder seine Tagzeit betete (I, 515). Diejenigen, welche Schulbildung besaßen, lasen den Psalter, was bei den Frauen etwas ganz Gewöhnliches war (I, 49. 253. 515. II, 141). Denn während im dreizehnten Jahrhundert selbst die feiner gebildeten Ritter und sogar die meisten Dichter

---

[1]) Cruel a. a. O. S. 45.

nicht lesen konnten, war diese Fertigkeit unter den Frauen allgemein verbreitet [1]). Das Lesen und Verstehen des Psalters war das niederste Ziel, das die Mädchen, damals meistens noch in Nonnenschulen, zu erreichen hatten [2]). Die des Lesens Unkundigen beteten täglich etwa siebenzig Vaterunser. „Zweiundsiebenzig Paternoster ist jedes Menschen Recht, der zu seinen Tagen kommen ist, der nicht mehr sprechen will" (I, 467. II, 47. 78). Dies gilt eigentlich auch für Knechte und Mägde und andere vielbeschäftigte Leute. Täglich eine h. Messe zu hören und auch den Dienstboten dazu Gelegenheit zu geben, wurde für geziemend erachtet (I, 494. II, 27).

Bei der Mahlzeit legte der Hausvater vor und nahm für sich das beste Stück; es war seine Ehrenportion (II, 169). Eine Leckerei für Leute niedern Standes war mit fetter Sauce beträufeltes Brod (I, 85). Der Tisch der Reichen war oft übermäßig beladen. „Wo zehn bei einander sind, die verthun an einem Tage, womit vierzig Menschen schön und wohl berathen wären; die müssen das ersparen und ermangeln an ihrem Leibe." Die Klagen wegen „Uebereſſen und Uebertrinken", sogar an gebotenen Fasttagen (I, 469. 525. II, 16), kehren sehr häufig wieder. Dieses Laster sei nirgendwo so verbreitet wie in deutschen Landen, und zumeist unter dem grundbesitzenden Adel und dem wohlhabenden Bürgerstand der Handelsstädte (II, 205). Und obwohl erst jüngern Datums, habe die Unsitte schon so überhand genommen, daß, wer kaum einen Becher heben könne, beim Wein sitzen und lärmen wolle und sich betrinke (I, 469). Sogar das weibliche Geschlecht überschritt die ihm vor allem gezogene Schranke der Nüchternheit und Mäßigkeit. „Das war vordem große Zucht an den Frauen, daß sie mäßig im Essen und Trinken waren. Nun aber ist es ganz und gar Gewohnheit geworden: bis der Mann das Schwert vertrinkt, hat sie den Schnürring und das Kopftuch vertrunken. Und so haben wohl Beide, die Frau und der Mann, ihre Ehre und Leib und Seele und Gesundheit und Langleben verloren durch ihre Gefräßigkeit" (I, 431).

Es galt als eine Hauptpflicht des Hausherrn und seiner Gattin, über die Sittlichkeit der Dienstboten zu wachen und „reines Gesinde" zu haben, nicht „Näscher [3]) (Unzüchtige), noch Näscherinnen, noch Spieler, noch Nachtgänger, noch Räuber, oder was größer ist. Du sollst reines Gesinde haben, sofern du es behüten und bewahren kannst" (I, 318).

---

[1]) Grimm, Rechtsalterth. S. 583.

[2]) Kösterus, Frauenbildung im Mittelalter. S. 15.

[3]) Der eigentliche Sinn des Wortes ergibt sich aus der Ableitung vom gothischen hnasqus, mollis, delicatus. Siehe Grimm, D. Mythol. 3. Aufl. S. 1110.

Wo die Dienstherrschaft sich dieser schuldigen Wachsamkeit entschlägt, geht es oft recht bunt zu. Am frühen Morgen schon, wenn die Herrschaft noch der Ruhe pflegt, treiben die Dienstboten, anstatt ihr Paternoster zu sprechen, diebischen Unfug; führen bei der Bereitung der Speisen sich die fettesten Bissen zu Gemüthe, stehlen das Holz, das Schmalz und das Salz, das Korn und das Mehl, Brod, Käse, Fleisch; kurz, was ihnen unter die Hände kommt, verthun sie, sogar das Essen am Feuer; Anderes „vermarken" sie heimlich. Bei der Arbeit sind sie emsig, so lange der Meister zugegen; kaum hat er ihnen den Rücken gekehrt, so schwätzen sie mit einander, und wirken ihrer zwei oder drei manchmal eines Tages kaum Ein Tagewerk. Geht aber die Herrschaft aus dem Hause, so gibt's große Zuchtlosigkeit unter den Ehehalten und groß Ringen und Scherzen. Und wenn dann die Herrschaft wiederkommt, ist die Arbeit ungethan, und mancher Schaden angerichtet (I, 84 f.). Eine Andeutung über die Höhe der Dienstlöhne finden wir in der Notiz, daß ein Knecht für etwa seinen halben Jahreslohn sich einen neuen Mantel kauft (I, 16).

Obwohl das Familienleben bei unsern Voreltern viel mehr als heutzutage gepflegt wurde und auch im Allgemeinen gewiß glücklicher war, so gehörten doch bei den noch wenig gebändigten Naturen heftige Familienscenen nicht gerade zu den Seltenheiten. „So willst du dein eigen Weib oder dein Kind erwürgen, wenn es dir eine Schüssel mit Wasser umwirft. So brummst du den Wirth an so lange, bis er dich an den Haaren faßt und zieht dich einen Weg hin und den andern her, und tritt dir auf das Haupt, als ob er dir den Hals abbrechen wolle" (I, 101). „Das thun aber allermeist nur unbiderbe Leute, das Pöbelvolk; edele oder sonst wackere Leute thun das nicht" (II, 115). Es ist freilich wahr, die Frau soll dem Manne unterthan, und er ihr Herr sein; aber darum soll er ihr doch nicht jeden Augenblick ohne Ursache die Haare ausreißen und sie schlagen und schelten. Nur wo es nöthig erscheint, um ein thörichtes Weib zur Vernunft zu bringen, räth Berthold selbst, handgreifliche Argumente zu brauchen und der Frau gehörig den Kopf zurecht zu setzen. „Du bist doch ein Mann," ruft er dem Zaghaften zu, „und trägst ein Schwert; dich überwände aber Einer gar leicht mit einem Stabe" (I, 416).

Als Beruf des Mannes galt der Kampf um's Dasein, während der Platz der Frau nach altgermanischer Sitte am Spinnrad war: „Männer sollen streiten, Frauen sollen spinnen," lautet eine öfters wiederholte Mahnung.

Die Kindererziehung

wurde für die wichtigste Seite des Familienlebens angesehen. Berthold spricht darüber mit unverkennbarer Vorliebe, und mit praktisch-verständigem

Sinn auf das kleinste Detail eingehend, mag es nun um das leibliche oder um das geistige Wohl der Kleinen sich handeln. Denn er weiß sehr genau, wie es in den Häusern zugeht, und was seiner Zeit in Betreff der christlichen Jugenderziehung Noth thut. So gehören seine Bemerkungen zu dem Trefflichsten, was über Kindererziehung aus dem Mittelalter vorliegt[1]).

Die elterliche Sorge für das Kind soll schon vor der Geburt beginnen. Da muß alles vermieden werden, was das keimende Leben gefährden könnte. Der Gatte soll die Frau, wenn sie guter Hoffnung ist, nicht schlagen, stoßen oder werfen (I, 31. 127); letztere aber hüte sich vor Ringen, Springen, Tanzen und jeglicher Ungebühr in Scherz und Ernst (I, 31. II, 57), und nehme sich nach der Geburt in Acht, daß sie das Kind nicht Nachts erdrücke. Die Teufel führen nämlich alle diese Gefahren herbei, damit das Kind nicht zur Gnade der Taufe gelange; darum muß auch der Priester bei der Taufe so viele Beschwörungen und Segnungen anwenden, nur daß der Teufel die Taufe „nicht irre" die kurze Weile, bis die heilige Handlung geschehen ist (I, 32). Deshalb dürfen aber auch die Eltern die Taufe nicht lange aufschieben. Es kam gar nicht selten vor, daß sechs oder zehn Wochen gewartet wurde[2]), bis dem Kinde ein kostbarer Westerhut, d. i. eine Kopfbedeckung, welche, wie bei der Firmung die Firmbinde, die mit dem h. Chrysam gesalbte Stelle des Scheitels schützte, gefertigt war, und die sieben, neun oder sogar zwölf Pathen sich eingefunden hatten, und eine recht feierliche Taufhochzeit[3]) gehalten werden konnte (I, 32. II, 57). Diesem Mißbrauche gegenüber erinnert Berthold, daß ein oder zwei Pathen genügen — „an einem hast du genug, an zweien gar viel, an dreien ganz und gar zu viel" —, und daß die Eltern durch eine größere Zahl von Pathen nur sich selbst für die Zukunft Verlegenheiten und dem Kinde Nachtheil bereiten, weil die ausgedehnte geistliche Verwandtschaft die Ver-

---

[1]) K. Schmidt a. a. O. S. 53.

[2]) Mitunter wurde die Taufe sogar jahrelang hinausgeschoben. Kaiser Friedrich II., geb. 26. Dec. 1194, wurde frühestens im November 1196 getauft: Böhmer-Ficker, Reg. Stauf. 154. Sein Sohn Heinrich, geb. 1238, meldet zu Anfang des Jahres 1247 dem König von England seine Taufe: a. a. O. 645 Nr. 3611. Der Vater motivirt den Aufschub, man habe auf Wiederherstellung des Friedens mit dem Papste gewartet, damit dieser die heilige Handlung vollziehen könne: a. a. O. Nr. 3610. In Capitul. de part. Sax. §. 19 (Heinecc. p. 582) heißt es: Ut infantes baptizentur infra annum.

[3]) êtouf. Die Wörterbücher übersetzen dies Wort einfach mit „christliche Taufe". Es ist aber wohl darunter, wie auch der Zusammenhang obiger Stelle nahelegt, eine unter feierlichen altherkömmlichen Gebräuchen stattfindende Taufhochzeit zu verstehen. Ewe (ê) bedeutet nämlich „herkömmliches Gewohnheitsrecht"; daher z. B. êbank, eine Bank, worauf nach Recht und Herkommen Brod und Fleisch u. s. w. feil zu halten war.

heirathung des Kindes erschwere, um so mehr, da dieses Ehehinderniß sich damals weiter erstreckte. Es bestand nämlich auch zwischen dem Täufling und den Kindern des Taufenden oder des Pathen; ferner zwischen dem einen Ehegatten und denjenigen, welche der andere Ehetheil während der bestehenden Ehe, nicht vorher, getauft oder aus der Taufe gehoben hatte (I, 32. 313 f.). Das Concil von Trient zog diesem Ehehinderniß bekanntlich engere Grenzen, indem es die gesetzlich zulässige Zahl der Pathen auf zwei (unus et una) beschränkte. Erscheint das Leben des neugeborenen Kindes gefährdet, so soll die Nothtaufe vorgenommen werden, über welche ausführliche Belehrung ertheilt wird (I, 31. 127).

Hinsichtlich der leiblichen Pflege des Kindes warnt Berthold vor Ueberfüllung des kleinen Magens, indem er in der anschaulichsten Weise das oft unverständige Verfahren der mit der Sorge für die Kleinen Betrauten beschreibt. „So macht ihm die Schwester ein Speislein und streicht es ihm ein; so ist sein Häfelein klein, sein Mägelein, und ist sehr bald voll worden, so püpelt es ihm wieder heraus, so streicht sie es hinein. So kommt dann die Muhme, die thut ihm dasselbe. So kommt dann die Amme[1]) und spricht: „O weh! mein Kind das aß heute nichts“. Die fängt dann wieder von vorn an, ihm einzustreichen. Da weint es, da zappelt es. Und also füllt man der reichen Leute Kinder in die Wette, daß ihrer gar wenige alt werden“ (I, 433). Neben dem Hang zur Unmäßigkeit ist ein früher Tod häufig die Folge solcher Ueberfüllung bei den Kindern der Reichen. Daraus erklärt Berthold die Erscheinung, daß die Armen im Allgemeinen sich eines größern Kindersegens erfreuen als jene (I, 433. II, 205). Freilich sterben auch viele arme Kinder aus Mangel an gutem Weizenmehl und andern Lebensbedürfnissen (II, 205).

Die geistige Erziehung muß recht früh beginnen. Vornehme Leute halten ihren Kindern Zuchtmeister[2]) (I, 34). Die Armen aber müssen, da ihre Kinder gerade so gut für den Himmel bestimmt sind wie die Kinder der Vornehmen, die Erziehung selbst in die Hand nehmen. Sie dürfen dem Kinde, sollte ihm auch die volle Erkenntniß des Bösen noch abgehen, keine Unarten erlauben, es keine bösen Worte sprechen lassen, sondern mit mäßigen körperlichen Züchtigungen dagegen einschreiten. Thun sie dieses nicht, so kommen die Kinder wegen ihrer eigenen Sünden in die Hölle, Vater und Mutter aber wegen der fremden Sünden. „Ihr

---

[1]) Die Unsitte, daß die Mütter ihre Kinder nicht selbst nährten, sondern Ammen anvertrauten, war unter den wohlhabenden Ständen sehr verbreitet. A. Schultz a. a. O. I. S. 114.

[2]) Als solche nahm man schon im zwölften Jahrhundert mit Vorliebe Franzosen. Schultz a. a. O. I, 121.

sollt ihm böse Dinge wehren mit einem kleinen Reis, daß es sich fürchte. Ihr sollt es nicht mit Stecken schlagen, noch mit der Hand an den Kopf oder sonst irgendwo, daß es nicht lahm oder zu einem Thoren werde, nur mit einem kleinen Rüthlein. Das soll zu allen Zeiten über euch stecken" (II, 58. I, 35). Die übliche Ausrede, das Kind sei noch unschuldig und denke nichts Böses bei dem, was es spreche, weist Berthold nachdrücklich zurück: „Was zuerst in den Hafen kommt, danach schmeckt er immer gern." Und darum, wenn Einer zuerst das neue Kind gute Dinge lehrt, so thut es immer gern danach, und ebenso wenn es Einer böse Dinge lehrt . . . Darum gibt man den Kindern der hohen Herren Zuchtmeister, die allezeit bei ihnen sind und sie zu allen Zeiten Zucht lehren, und den Jungfrauen eine Zuchtmeisterin, die sie allezeit Zucht und Tugend lehret. Da Herren und Frauen deß wohl bedürfen, so lehret man sie zeitlich Zucht und Ehre, daß es ihnen zur Gewohnheit wird, denn „jung gewohnt, alt gethan" (I, 34). Man soll Kinder verschiedenen Geschlechtes nicht zusammen schlafen lassen; und sobald Mütter an ihren Kindern leichtfertiges Benehmen wahrnehmen, sollen sie dieselben scharf im Auge behalten, und wenn sie zur Kirche gehen, ihre Töchter nicht ohne Aufsicht allein zu Hause lassen, denn „die Schülerlein warten gerade, wenn ihr ausgeht, daß sie euer Kind verrathen" (I, 470). Wie zeitgemäß ist auch heute noch diese Mahnung, daß die Mütter, wenn sie zur Kirche gehen, ihre erwachsenen Töchter nicht unbeaufsichtigt zu Hause lassen sollen, damit die Andachtsstunde der Mutter nicht die Sündenstunde ihrer Kinder werde!

Vor allem aber dürfen Eltern sich nicht an den kleinen Unarten ihrer Kinder ergötzen und dieselben nicht Ungezogenheiten lehren. Sobald das Kind anfängt zu gehen oder zu sprechen, sind die Teufel bemüht, daß es böse Worte lerne und spreche und schelte und fluche, und machen auch, daß Vater und Mutter es ihm nicht wehren, oder gar es schelten und fluchen lehren und laut darüber lachen und ihren Spaß daran haben: „Nun schlag' den und schelte den!" und gibst ihm ein Holz in die Hand und lehrest es Böses thun (I, 33). „So manches erst acht Jahre alt ist, nennt es, was Frauen und Männer thun, gar boshaft; deß lachen dann Vater und Mutter" (I, 483). Auch zu Bruder Berthold's Zeiten gab es thörichte Mütter, welche die eigene Eitelkeit in einem lächerlichen Aufputz ihrer Kleinen zu befriedigen suchten und sich dadurch scharfe Rüge zuziehen: „Wenn Frauen so alt werden, daß sie nicht mehr hoffärten können, sind sie doch noch so sehr verworren in den Strick der Hoffart, daß sie sich nicht daraus losmachen können; und was sie an sich selbst thaten, das thun sie dann ihren Töchterlein und Enkelinnen. Die zieren sie und putzen sie auf, wenn sie kaum erst vier Jahre alt sind; dann

fangen sie damit an und treiben es, bis es Uebles und Gutes versteht. Und wenn es auch halt schlicht sein wollte, so haben es seine Ahne und seine Mutter beide leicht in der Hoffart Gewohnheit gebracht mit Schleppkleidchen, mit Aermelchen, mit Scheppelchen, daß es nicht aus der Gewohnheit kommt und es dann selbst zwei Mal so arg macht mit Fürspangen, mit Fingerlein, mit gezierter Rede und mit geziertem Gang" (I, 416).

Die Frage, in welchem Alter ein Kind schwer zu sündigen vermöge, erklärt Berthold nicht so kurzer Hand erledigen zu können; es hänge das von der geistigen Reife des Kindes ab, die sehr verschieden und bei einem achtjährigen Kinde oft größer als bei einem zwölfjährigen sei (I, 36. II, 58).

Mit der moralischen Erziehung hielt im christlichen Hause die religiöse Unterweisung und Angewöhnung gleichen Schritt. Sie war in erster Linie Sache der Eltern, in deren Ermangelung aber der Taufpathen, die dem Kinde besonders das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntniß, die sogenannten Pathenstücke, und wo möglich auch das Ave Maria beizubringen hatten. „Es sollen des Kindes Pathen das Kind den Glauben und das Paternoster lehren, so es sieben Jahre alt wird, denn sie sind es ihm schuldig, da sie geistlicher Vater und Mutter sind. Sie sollen sprechen zu seinem Vater oder Mutter: »Gevatter, ihr sollt mir mein Pathenkind das Paternoster und den Glauben lehren, oder ihr laßt es zu mir gehen, so lehre ich es«. Können sie das Ave Maria dazu, das ist gar wundergut. Ist's aber, daß das Kind sein Pathe nicht lehrt, so sollst du es selber lehren" . . . (I, 44). An die einstige Sitte erinnert noch die Rubrik im kölnischen Taufritus, wonach der taufende Priester, nachdem er das apostolische Symbolum nebst dem Vaterunser und dem englischen Gruße mit den Pathen gemeinsam gebetet hat, dieselben ermahnen soll, den Täufling über den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote zu unterrichten.

Den Kindern frühzeitig das Vaterunser und Credo einzuprägen, galt als eine unerläßliche Forderung der christlichen Erziehung von den ältesten Zeiten her. Der h. Bonifatius ermahnt in seinem 15. Sermon: „Vergeßt nicht das Gebet des Herrn und das Symbolum und lehrt es euere Kinder und Taufpathen"[1]). Aehnlich schon die heiligen Isidor, Cäsarius von Arles und Augustinus. Das Capitulare Karl's des Großen vom Jahre 804 und die kirchlichen Verordnungen des englischen Königs Edgar vom Jahre 967 fordern unter Strafandrohung von jedem Gläubigen die Kenntniß des Paternoster und Credo, und Berthold sagt, daß

[1]) Cruel a. a. O. S. 15.

einem Kinde von vierzehn Jahren, welches das Vaterunser nicht kann und wie das Vieh aufwächst ohne Gottesdienst, im Tode das kirchliche Begräbniß zu versagen sei (I, 44. 467). Freilich gab es auch solche, die wohl zwanzig Jahre alt wurden und aus Nachlässigkeit das Vaterunser noch nicht gelernt hatten (I, 467).

Daß die Kinder das Ave Maria lernen sollen, wird von Berthold nur als wünschenswerth bezeichnet, da selbst viele Erwachsene es nicht beten konnten. In mehreren Predigten heißt es am Schlusse der Einleitung: „Darum spreche euer jegliches ein Paternoster und ein Ave Maria, der das kann" (I, 125. 424. 444). Denn obschon das Ave Maria uralt ist und besonders seit dem Auftreten der nestorianischen Irrlehre, welche der seligsten Jungfrau die Würde der Gottesmutter nehmen wollte, Aufnahme gefunden haben soll, so war es doch noch nicht allgemein gebräuchlich und hatte auch noch nicht die jetzige Gestalt. Es wurde erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters den oben genannten katechetischen Lehrstücken, Paternoster und Credo, beigesellt[1]).

Der häusliche Religionsunterricht beschränkte sich jedoch nicht auf ein bloßes Einprägen der genannten Gebete, sondern es war den Eltern und Pathen auch auferlegt, den Kindern die nothwendigsten Glaubens- und Sittenlehren beizubringen, und dieses geschah durch eine ausführliche Erklärung der einzelnen Sätze jener Gebete, welche nach einem Ausspruche des h. Isidor die ganze Theologie im Keime enthalten. Dieselben waren also eigentlich nur das Gerippe, der Lehrplan, wonach man den gesammten Stoff der christlichen Glaubens-, Sitten- und Cultuslehre katechesirte[2]).

Seit dem dreizehnten Jahrhundert werden auch die zehn Gebote unter den katechetischen Lehrstücken aufgeführt, und werden die Pfarrer ermahnt, fleißig darüber zu predigen und an jedem Sonntage „ein oder zwei Gebote oder mehr" vorzunehmen (I, 274 f.). Einen feststehenden Wortlaut der zehn Gebote gab es jedoch noch nicht, sondern die Fassung war verschieden, je nachdem der Katechet II. Mos. 20 oder V. Mos. 5 zu Grunde legte. Ersteres thut Berthold und läßt daher in der neunzehnten Predigt die zwei letzten Gebote in umgekehrter Ordnung auf einander folgen.

Zum Troste braver Eltern, denen trotz aller aufgewandten Mühe die Erziehung mißglückt, bemerkt Berthold, daß eben nicht alle Kinder sich ziehen lassen, und daß auch heilige Eltern mißrathene Kinder gehabt haben, z. B. Adam, Noe, Abraham, David. „Und darum bist du un-

---

[1]) Göbl, Geschichte der Katechese. S. 49. 161.

[2]) Norrenberg a. a. O. S. 39. Göbl a. a. O. S. 50 f. 160. 162.

schuldig, wenn dir dein Kind nicht folgen will, es sei Sohn oder Tochter. Willst du sie aber nicht ziehen vor Liebe oder vor Zartheit oder vor Trägheit oder aus Mangel an Entschiedenheit, so wirst du schuldig an deinem Kinde, an seiner Missethat, und mußt es vor Gott verantworten" (I, 36. II, 59).

Endlich wird auch der abergläubischen Meinung gedacht, daß kinderlose Eheleute von Gott verworfen seien. Man wandte nämlich auf solche das Wort des Herrn an: „Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen werden". Berthold sagt nun, daß man allerdings im Alten Bunde so geglaubt habe, im Neuen Bunde aber sei dies ganz und gar unstatthaft. Kinderlose Eheleute könnten wenigstens eben so leicht wie andere in den Himmel kommen; jedenfalls würden sehr Viele gerade um ihrer Kinder willen verworfen. „Deren sind gar viele, wenn sie Kinder bekommen, so hat sie der Teufel damit befestigt, daß sie ihm nimmer entgehen können. Gerade wie ein Herr seine Burg befestigt und sich einen großen und starken Thurm darin gemauert hat, also hat der Teufel einen Thurm um euch gemauert mit List; denn du vertrauest dann nimmermehr, daß du die Kinder mit Gottes Hülfe ohne unrecht Gut ernähren könnest . . . Kinder gibt Niemand als Gott selbst, aber den Geiz gibt der Teufel und mauert damit einen Thurm um dich, daß er da immer mehr sicher ist (I, 307).

So wenig vollständig auch das Bild sein mag, welches wir uns von dem mittelalterlichen Familienleben aus Berthold's gelegentlichen Aeußerungen machen können, und obgleich dieser vor allem die Mängel und Schattenseiten der damaligen Erziehung hervorkehrt, wir sehen doch, daß man auch in jener schlimmsten Zeit der Pflicht, die Jugend religiös und sittlich zu erziehen, sich noch bewußt war, und daß es auch für eine der wichtigsten Aufgaben seelsorglicher Thätigkeit gehalten wurde, von der Kanzel herab die Eltern in der Erfüllung ihrer schweren Aufgabe durch Rath und Belehrung zu unterstützen.

In vielfachem Zusammenhange mit der Erziehung und dem häuslichen Leben steht

die Kleidertracht,

ein Gegenstand, der schon im IV. Abschnitte ziemlich ausführlich besprochen wurde, indeß noch einiger Nachträge an dieser Stelle bedarf. Natürlich kommt zumeist die Kleidung der Frauen in Betracht, die auch zu Berthold's Zeiten schon dem raschen Wechsel der Mode ebenso unterlag wie heutigen Tages. „Denn heute sieht sie etwas Neues, das eine Thörin um oder an sich hat, und sofort ruhet ihr Herz nimmer, sie müsse ein Aehnliches haben. Und sollte ihr Mann immer ein Schuldner darum sein, so wollte sie es nicht entbehren" (I, 319). Dabei begnügen sich

die Weiber nicht mit einem oder dem andern Kleide, sondern müssen „viererlei Kleider haben oder sechserlei“ (I, 59). Selbst arme Frauen treiben Kleiderhoffart, wenn sie auch nicht mehr thun können, als den Gürtel höher rücken und den Hut aufkrämpen (I, 83. 397. 527); aber „Armuth paßt zur Hoffart, wie der Affe auf den Königsthron“. Wird gegenwärtig oft darüber geklagt, daß durch die bis in die untersten Schichten gedrungene Putzsucht der äußere Unterschied zwischen Reich und Arm fast ganz verwischt wird, zu Berthold's Zeiten war es nicht viel anders. „Es ist nun dahin gekommen, daß manche von euch, deren Mann kaum zehn Pfund im Vermögen hat, einen Schleier haben will, der wäre für eine Gräfin gut genug.“ Weil aber die Männer die Unkosten nicht bestreiten können oder wollen, werden sie von ihren Frauen bestohlen. „Wenn sie nicht baares Geld stehlen kann, so stiehlt sie das Korn und das Mehl und das Fleisch. Und was er in das Haus kauft, das ihn wohl drei Schillinge kostet, das gibt sie für kaum zwei und vielleicht noch billiger her. Das treibt sie so durch das Jahr, bis er ein armer Mann wird“ (I, 319).

Die mittelalterliche Frauenkleidung war sehr malerisch und, ähnlich den kirchlichen Gewändern, mit reichen Bildstickereien bedeckt. „Nun macht ihr's hoffärtig, ihr Frauen, daß euch Niemand leiden mag, mit Gewand, mit Vorgang zum Opfer, mit ebentiure [1]), mit Tüchelchen, mit gelbem Gebände, mit Schleiern und mit kostbaren Stickereien. So stickt ihr hier den Schild (Wappen), hier den Strick (Netz?), hier den Thurm, da den Affen“ (I, 54). „Manche von euch geben so viel, als sie das Tuch kostet, der Näherin: bald Schilde auf die Achseln [2]), bald gefältet, bald gehäkelt um den ganzen Saum. Euch genüget der Hoffart um die Hauptlöcher (Halssäume) nicht, ihr müsset auch die Füße besondere Marter da in der Hölle verkosten lassen [3]). Hier ein Streifen, dort ein anderer Streifen mit euern kostbaren Stickereien, und machet es also prunkvoll, daß man nicht damit zu Ende kommen kann“ (I, 414). Kostbare Kleiderstoffe waren Pfeller (von Pallium), ein feines Seidenzeug, Baldachin, aus Seide und Goldfäden moiréartig gewebter Stoff aus

---

[1]) Scheint nicht recht in den Zusammenhang zu passen; muß vielleicht aventiure heißen und könnte dann auf Liebesabenteuer gehen oder auf sonstige äußere auffallende Dinge, wodurch sich eine Frau bemerklich machen möchte. Schönbach a. a. O. glaubt mit dem räthselhaften Worte den Wetteifer der Frauen in Bezug auf die Kostbarkeit ihrer Gewänder bezeichnet.

[2]) Um mit den Schilden prunken zu können, pflegten eitle Weiber ohne Mantel und Hülle zu gehen. Vgl. Renner 425.

[3]) Die Verzierungen am Halsausschnitt und untern Saum hatte besonders der Mantel, das eigentliche Galakleid der Damen.

Baldak (Bagdad), Purpur und Bunt, eine Art Pelzwerk (I, 457). Als weibliche Kopfbedeckung werden neben Schleiern und Schapeln auch Pfauenhüte genannt (II, 119); dieselben waren nämlich, nach Vorgang englischer Sitte, mit den Spiegeln der Pfauenfedern belegt. Die gelbe Farbe war in der Kleidung ehrbarer Frauenzimmer verpönt. Gelb ist die Farbe des Neides, des Todes, der Buße, ist gegenwärtig noch die Trauerfarbe der Chinesen, gehört zu den Wappenfarben der Narrheit, hat überhaupt eine vorwiegend unangenehme Bedeutung, weshalb man auch nach einem alten Aberglauben geliebten Personen keine gelben Blumen, Bänder u. a. schenken soll. Nur Jüdinnen und ehrlose Frauenzimmer sollten gelbe Abzeichen tragen (I, 115. 415). Der Geschmack aber hatte sich so sehr verirrt, daß die weibliche Eitelkeit gerade mit dieser Farbe zu kokettiren pflegte. Während einer an sich unanständigen Tracht bei Berthold keine Erwähnung geschieht, heißt es nur von den Färberinnen und Gilberinnen, daß sie unkeusch seien mit dem Gewande. Noch zur Zeit der Reformation eiferten die katholischen Geistlichen gegen das Tragen gelber Gewänder, was ihnen von protestantischer Seite mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht wurde; denn der Ulmer Stadtpfarrer Ulrich Kraft († 1516) klagt in seiner „Arche Noe's": „Zum ersten klopft oder kompt der Teufel mit ainem klainen gedanck; sobald du sichst ain gelben schlayer und kartenspil, so lauffst du im nach" [1]). Was die Juden im Mittelalter betrifft, so sind deren gelbe Abzeichen (Hüte, Ringe) bekannt. Es mag immerhin sein, daß die Juden eine eigene Kleidung liebten, und darum die Beschlüsse kirchlicher Synoden, welche forderten, daß die Juden von den Christen äußerlich unterschieden seien, denselben wenig Beschwerde machten; aber wenn nun die damalige Sitte ihnen gerade die gelbe Farbe als Kennzeichen aufdrängte, so war das doch wohl bitterer Humor. Gegenwärtig soll gelb noch eine Lieblingsfarbe jüdischer Frauen sein. Wie das „Gilwen" war auch das „Verwen", d. h. Schminken, von den „bösen Häuten, die auf dem Graben gehen", welche auch die „Gemalten" und „Gefärbten" heißen, in ehrbare Frauenkreise gedrungen und machte den Predigern und Seelsorgern das ganze Mittelalter hindurch viel zu schaffen. Noch in dem Beichtbüchlein des Frankfurter Caplans Johann Wolff (1478) heißt es: „Han ich gefalschet mit ferben myne antlitze?" — Berthold schildert die Modedame des dreizehnten Jahrhunderts: „Die andere Aussätzigkeit ist die, wenn ihr das Gewand so hoffärtig traget, daß ihr euern Leib damit aufputzt und tänzelt und wisset nicht, wie ihr euch geberden sollt. So rücken sie es hin und her und schwänzeln dann überall mit ihrem Gewändelchen umher [2]), daß man sie wahrnehme, und

[1]) Birlinger, Aus Schwaben. II. Bd. S. 457.

[2]) Geht auf die vielen Anstoß erregenden langen Schleppen.

daß sie ihre Eitelkeit und Ueppigkeit vollbringen" (I, 118). Die Koketten heißen „meide îtelmecherinne", denn „sie machen Manchen aller Liebe leer, die er zu Gott und seiner Seele haben sollte[1]); sie „schmücken sich allezeit, wie sie Einen dazu bringen, daß er aller seiner Sinne nach ihr vergesse und machen es hoffärtig mit allen ihren Dingen, mit Rede, mit Geberde, mit Gewand, mit Tanzen und mit sothaner Eitelkeit" (I, 337); sie „schmücken sich mit Farbe und mit Schapeln zum Tanze, daß man sehe, daß sie feil seien, wie Einer, der ein Roß verkaufen will, der steckt ihm ein Ziel auf, ein Laub oder sonst etwas, und bindet ihm den Schweif auf, so sieht man, daß es feil ist" (II, 187).

Auch viele Männer sind Sklaven der Mode. „Heut' erdenkt ihr Eins, morgen erdenkt ihr ein Anderes. Sowie Einer einen neuen Fund findet, den müssen sie dann alle versuchen" (I, 396). Namentlich wird gerügt, daß die schlichten, einfarbigen Stoffe nicht mehr genügen, sondern das Gewand aus vielen bunten Tuchen zusammengesetzt sein muß: „Euch genügt nicht, daß euch der allmächtige Gott die Wahl hat gelassen an den Kleidern, ob ihr sie braun wollet oder roth, blau, weiß, grün, gelb, schwarz; daran genügt euch nicht. Und dazu zwingt euch euere große Hoffart: man muß es euch zu Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weiße, da das gelbe in das grüne, das gewunden, jenes schlicht, das buntscheckig, das dunkelbraun; hier den Löwen, dort den Aar; dann mit kostbaren Hüten[2]), mit Hauben, mit Gürteln . . . Und ihr gebet manchmal Einem so viel zum Lohne, daß er euch das gute Gewand zum Hadern macht, als euch das Gewand gekostet hat, oder halb so viel" (I, 396). Denkt man sich zu dieser bunten Kleidung noch das Haupthaar gewunden, geschnürt, gefärbt und oft nach Weiberart[3]) lang getragen (I, 114), so wird man gestehen müssen, daß die Männertracht im Mittelalter, wenn auch malerischer, doch weniger ernst und decent war, als die heutige.

Etiquette.

Schon Grimm hat darauf aufmerksam gemacht, wie viel das „rohe" Mittelalter auf feine Umgangsformen hielt, und wie genau abgemessen alle Bewegungen im gesellschaftlichen Verkehre waren. „So Einer eine Botschaft hövelich ausrichten, oder eine Schüssel tragen, oder einen Becher

---

[1]) Schönbach a. a. O. deutet die Benennung wohl richtiger: „die sich eitel, hoffärtig machen, zeigen".

[2]) Der Hut eines Herrn Johann von Lichtenberg war mit Gold, Silber und Edelsteinen besetzt. A. Kaufmann, Cäsar. v. Heisterb. 2. Aufl. S. 45.

[3]) In der ältesten Zeit war allerdings langes Lockenhaar das Kennzeichen der Freien. Daher mag sich die Vorliebe für diese Tracht noch lange erhalten haben, nachdem ihre Bedeutung längst vergessen war.

hövelich darreichen und die Hände artig halten oder vor sich legen kann, so sprechen etliche Leute: »Ach, welch ein wohlerzogener Jüngling das ist — oder Mann oder Frau! Das ist gar ein tugendlicher Mensch! Ach, wie tugendlich er sich benehmen kann!« Eine solche „Tugend" imponirt aber unserm Bruder Berthold wenig. „Sieh', dieser Tugend achtet Gott nicht, denn also lehrt man einen Hund wohl, daß er die Füße vor sich hält und sich schön geberdet" (I, 96). Um einen Becher „hövelich" darzureichen, mußte man dem Trinkenden eine Serviette unterhalten (II, 179). Von affectirtem Reden und Gehen, wozu schon die kleinen Mädchen abgerichtet wurden, ist häufiger die Rede. Und nicht bloß die Frauen hoffärten mit „wähen" (zierlichen) Tritten, sondern auch die adeligen Herren wissen vor Hoffart nicht, wie sie sich geberden sollen mit Gewand und mit Bewegungen des Leibes (I, 485); und überhaupt ist es vielverbreitete Unsitte, „sich hoffärtig zu geberden und zu drehen bald mit den Achseln, bald mit dem Kopf, bald mit dem Gange. Mit Tanzen und mit Treten hast du deinen Leib oft hin und her gewunden und gebrochen (gebogen), üppiglich und betrüglich" (I, 515). Wer keine feinen Manieren hat, sondern „einfältiglich ißt und trinkt und nicht so hövelich kann sein mit aller seiner Weise" (I, 564), wie es etwa die Regeln des Thomassin von Zirklar im „wälschen Gast" selbst dem schlichten Bürger vorschreiben, ist ein „Bauernherz". Die Etiquette rief sogar mitunter beim Gottesdienste Eifersüchteleien hervor, indem die Frauen beim Gang zur Kirche, oder beim Opfergang um den Altar, oder beim Empfang des „Petze" (Pax, Friedenskuß) einander den Vorrang abzugewinnen suchten (II, 142). Bekannt ist der Streit beim Kirchgang zwischen Kriemhild und Brunhild im Nibelungenlied.

Obgleich das mittelalterliche Hofceremoniell, von Byzanz entlehnt, gar sehr an seinen orientalischen Ursprung erinnerte, blieb man sich doch des Unterschiedes zwischen irdischer und himmlischer Majestät wohl bewußt. Man kniete zwar vor den Fürsten und andern hohen Herren, jedoch nur auf einem Knie, um auszudrücken, daß sie nur über den Leib Gewalt haben, Gott aber, vor dem man allein auf beiden Knieen knieen darf, Leib und Seele gegeben hat (I, 348. 457).

Spiele und Belustigungen

der Vornehmen waren Schachspiel, Vogelbeize, Turniere. Letztere waren jedoch unter schweren Kirchenstrafen verboten und gaben den Predigern zu häufigen Rügen Anlaß. Auch Berthold bekämpft dieselben, aber nicht wegen der dabei vorkommenden Unordnungen und des häufigen Verlustes an Menschenleben, sondern als Hoffartssünde, weil die Ritter dabei an

Proben ihrer Kraft und Gewandtheit und in weltlichem Schaugepränge einander zu überbieten suchten. Als Volksbelustigungen werden erwähnt Würfelspiel, das leicht zum Fluchen und zu Schlägereien führte und darum, gleichviel ob „gleiches oder ungleiches Spiel“, als sündhaft galt; Ballspiel, welches noch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts eine beliebte Unterhaltung der Erwachsenen war; Springen (Turnen?), welches, weil es aus Hoffart geschieht, unter den unerlaubten Vergnügungen genannt wird; Ringen, das auch von Frauenzimmern, selbst verheiratheten, geübt wurde (II, 57), wie denn überhaupt Leibesübungen im Mittelalter viel allgemeiner betrieben wurden als heute. Eine der beliebtesten Belustigungen war das Tanzen, und so ernst Berthold auch auf das Bedenkliche dabei hinweist, ist er doch auf die schnippige Antwort gefaßt: „Bruder Berthold, du magst sagen, was du willst, wir wollen nicht ungetanzet sein“. Nach seiner Auffassung ist tanzen nicht weniger als trinken, spielen, rauben, turnieren Sünde, und zwar weil es der Hoffart dient, und die gute Sitte häufig dabei verletzt wurde; es ist nur — natürlich in decenter Weise — bei Hochzeiten (brûtlöuften) gestattet. Die Tanzvergnügungen des Volkes waren mit Gesang verbunden. „Sin stimme ziert vil wol den tanz“, sagt eine Jungfrau von dem Erwählten ihres Herzens im Renner V. 391; vgl. V. 1620: „Er singet den meiden allen vor ze tanze“ . . . Wahrscheinlich denkt Berthold hieran, wenn er so manchmal von dem prahlerischen Schönsingen der jungen Leute spricht. Ein ganz gewöhnlicher Zeitvertreib für die Jugend war auch das Heimgartengehen, d. h. der Besuch der Kunkel- oder Spinnstuben, der noch jetzt im Süden wie im Norden Deutschlands die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten nicht selten zum Einschreiten nöthigt. Heimgarten ist ein geschlossener Raum zu vertraulichen Zusammenkünften. Die Mädchen eines Dorfes finden sich bei anbrechender Dunkelheit in einer Stube zum Spinnen zusammen. Diese freundnachbarlichen Unterhaltungen, welche bis in die Nacht ausgedehnt wurden, arteten, namentlich wenn auch Jünglinge sich dabei einfanden, in Liederlichkeit aus und wurden eine Pflanzschule der ärgsten Laster. Berthold, der bei weitem noch nicht jene haarsträubenden Zustände vor Augen hatte, wie sie uns aus späterer Zeit namentlich ein Gebet- und Erbauungsbüchlein des siebenzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts[1]) schildert, begnügt sich, nur leise die Gefahren dieser ursprünglich unschuldigen Sitte anzudeuten (I, 481). Ein gewöhnlicher Gegenstand der Unterhaltungen im Heimgarten waren

---

[1]) Bei Birlinger a. a. O. S. 359 ff.

abergläubische Meinungen und Gebräuche, die ja besonders unter den arbeitenden, ungebildeten Klassen viel verbreitet waren (II, 18). Mancherlei „Zauber“ wurde namentlich von besorgten Müttern vor und nach der Geburt eines Kindes angewandt[1]), auch von eifersüchtigen Frauen, um sich der Treue ihrer Männer zu versichern; sie glaubten, diesen das Herz aus dem Leibe zaubern und die Stelle mit Stroh ausfüllen zu können (II, 71)[2]). Es sei darum fast ein Wunder, meint Berthold, daß die Männer nicht den Verstand verlieren oder aussätzig werden vor großem Zauber, den ihnen die Weiber anthun (II, 18. 71). Aberglaube heftete sich von jeher gern an religiöse Gegenstände und Gebräuche, nicht wegen einer innern Verwandtschaft, sondern weil Gegensätze sich zu berühren pflegen. Durch Gebet, namentlich durch Hersagen des 108. Psalmes, der die iskariotischen Verwünschungen enthält[3]), wähnte man, einen verhaßten Menschen unter die Erde bringen zu können (I, 67. 547). Solche „Mordbeter“ gibt's bekanntlich heute noch. Das Zaubern mit der h. Hostie (I, 205. 454. II, 71) wird im ganzen Mittelalter häufig erwähnt. Die h. Communion glaubte man im Nothfalle durch den Genuß von Brod, Erde, Gras ersetzen zu können. Namentlich zum Tode Verurtheilte, welchen man die h. Wegzehrung nicht reichte, und sterbende Krieger auf dem Schlachtfelde bedienten sich dieses Mittels (I, 303. II, 89). Wackernagel[4]) führt den auch in Frankreich und Italien nachweisbaren Brauch auf den alten Heidenglauben zurück, daß die Erde aus dem Fleisch eines göttlichen Urwesens (Ymir) gebildet sei. Die Nothtaufe nahmen schlecht Unterrichtete, wenn kein Wasser vorhanden war, mit Asche, Ameisenhaufen, Sand und Erde vor (I, 298. II, 85), in der Meinung, daß der Mensch darin könne getauft werden, worin Christus begraben worden[5]). Man „taufte“ zu abergläubischen Zwecken Todtengebeine, Frösche, Kröten, Puppen aus Metall, Holz oder Wachs. Diese hießen Atzemann (I, 298. II, 70. 85. 147). Der Atzemann wurde in die Luft gehängt, in's Wasser getaucht, am

---

[1]) Vgl. Birlinger ebend. S. 238 ff.

[2]) Vgl. hierzu Grimm, D. Mythol. S. 1034. 1001:

Daz sint allez gelogeniu maere
Daz ein wîp ein man über schrite
und im sîn herze ûz snite,
wie zaeme daz einem wîbe,
daz si snite ûz einem lîbe
ein herze, und stieze dar în strô,
wie möhter leben ode werden frô?

[3]) Z. B. V. 8: „Seine Tagen mögen wenige werden“.

[4]) In Haupt's Zeitschrift. 6. Band.

[5]) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie. Bd. VII, S. 207.

Feuer gebäht, mit Nadeln durchstochen, unter die Thürschwelle vergraben; der, auf welchen es abgesehen war, mußte alle Qualen des Bildes empfinden[1]). In der Samstag-Nacht haben die Seelen im Fegfeuer Ruhe (II, 159). Von Teufelsanbetung ist öfters die Rede. Sich dem Teufel verschreiben um Geld und Gut (I, 342), ist Thorheit, denn der Teufel kann dir keinen Pfennig geben, er ist selbst ein armer Schlucker. Etliche sagen, sie führen zum Himmel oder zur Hölle und sähen da, wie es um den Menschen stehe. „Sie gehen zu einfältigen Leuten und sprechen: Sehet, liebe Frau, euer Wirth, oder euer Vater, oder euere Mutter, die sind in der Hölle; ihr könntet ihnen gar wohl von dannen helfen mit leichten Dingen, mit fünf Schilling oder mit einem Rock oder mit zwei Schuhen." So erzählt Jörg Wickram im Rollwagenbüchlein[2]) von einen Schüler, der einer einfältigen Bäuerin weis macht, er komme aus dem Paradies, wo es ihrem seligen Manne recht übel ergehe. Er erhält dann von der Frau den Auftrag, dem Verstorbenen Geld und Kleidungsstücke zu bringen. Diese Menschen, sagt Berthold, sind entweder Betrüger oder vom Teufel Betrogene (II, 18. 34. 44). Ohne Zweifel handelt es sich hier um die von den Arabern in Spanien (Toledo) und Süditalien (Apulien) erlernte Schwarzkunst, Nekromantie, deren sich besonders die fahrenden Schüler beflissen. Manchfachen Aberglauben knüpfte die Vorzeit an die Quatembertage. „So sprechen etliche Menschen, die nicht Besseres wissen, unser lieber Herr sitze zu Gerichte an dem Samstag in der Goldfasten, und man urtheile einem jeglichen Menschen, was ihm in dem Jahre (bis an die andern Quatember II, 34) geschehen solle, es sei übel oder gut (II, 17). Dasselbe sagte man vom S. Thomastag (II, 17); derselbe war daher wichtig für die Erforschung der Ereignisse des kommenden Jahres[3]).

Von sonstigem Aberglauben wird noch genannt Wahrsagen, Glaube an Nachtfrauen (Hexen) und Pilwiz (Kobolde), heilige Brunnen[4]), heilige Bäume[5]), heilige Gräber auf dem Felde (II, 70)[6]) böse Handgift und böser Angang (I, 264). Handgift war ein stillschweigend, unaufge-

---

[1]) Grimm, D. Mythol. S. 1045. — [2]) Hrsg. von H. Kurz. S. 179.

[3]) Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Bd. I. S. 122.

[4]) Die Quellen waren dem Heidenthum von Wassergeistern bewohnt und genossen daher noch lange Zeit eine abergläubische Verehrung, welche das Christenthum unterdrücken mußte. Grimm. a. a. O. S. 455 ff.

[5]) Ueber die ebenfalls aus dem Heidenthum stammende Verehrung heiliger, den Göttern geweihter, von göttlichen Wesen bewohnter Bäume handelt Grimm ebend. S. 613 ff.

[6]) Es sind wohl Hünengräber gemeint, an welche sich im Mittelalter verschiedene abergläubische Gebräuche knüpfen. Reste solchen Aberglaubens sollen in Schweden noch bis heute fortbestehen.

fordert gegebenes Geschenk, das nach dem Volksglauben gewisse Krankheiten hervorbringen oder heilen könne; Angang ein Vorzeichen, das bei Antritt eines Weges oder Geschäftes entgegenkommt: der Wolf, das siegbringende Thier Odins, hatte guten, ein Priester bösen Angang. Den Priestern mochte noch aus dem Heidenthum ein böses Omen anhaften. Wenn Einem ein Hase über den Weg lief, war es ein schlimmes, flog ein Maushabicht überweg, ein günstiges Zeichen (I, 264 f.)[1].

Als Zaubermittel kommen vor Kräuter, z. B. beim Liebeszauber Betonie, die Schlüsselblume, eine der ältesten Arzneipflanzen von hohem Ansehen, Chrysam und namentlich Lüppe, was ursprünglich ein erlaubtes Heilmittel bedeutet, später aber den Begriff des Schädlichen, Zauberhaften erhält[2]: vergiftete Salbe. Noch im siebenzehnten Jahrhundert wurden in Hohenzollern Verordnungen gegen herumziehende Leute erlassen, welche Brunnen und Weihbrunnen in Kirchen mit Salbe vergiften, oder solche an Thüren und Mauern anstreichen, damit die Leute, welche die Salbe wegwischen, in wenig Stunden sterben müssen[3].

Während Berthold all' diesen „Unglauben" auf's strengste verurtheilt, huldigt er selbst gewissen landläufigen Meinungen, welche zwar in der Gegenwart auch gewöhnlich zum Aberglauben gerechnet werden, im Grunde aber nur naturwissenschaftliche Irrthümer sind, weshalb dieselben passender unten zur Sprache kommen.

Gewerbe.

Nachdem der Abschnitt über Berthold als Socialpolitiker die christliche Auffassung des Gewerbslebens dargelegt hat, mögen hier noch einige Bemerkungen von vorwiegend culturhistorischem Interesse folgen, nämlich über die geschäftlichen Betrügereien der Handwerker und die Fälschung der Lebensmittel.

Schuster verkaufen Schuhe aus Hundeleder für solche aus Bockleder, brauchen ungegerbtes, faules Leder anstatt gutes und zähes, brennen dünne Sohlen, daß sie hart werden, und sagen: Seht, wie dick! — und wer dann die Schuhe trägt, geht kaum eine Woche lang darin (I, 17. 86).

Schneider stehlen den Kunden das Tuch vor ihren Augen; „denn er legt die Gêren lang an den Rock und schneidet dann das Breite unten an dem Gêren ab; so du wähnest, du habest es wohl bewahret, so hat er dir's gestohlen, du weißt heute noch nicht wie; und so du wähnest, du habest ein weites Gewand, so hast du es nicht" (I, 17). Der Galarock der Männer war nämlich unten faltenreich und ging bis auf die Füße. Die reichen Falten aber wurden dadurch erzielt, daß man

---

[1]) Grimm a. a. O S. 1072 ff.

[2]) Grimm ebend. S. 1103. — [3]) Birlinger a. a. O. S. 494.

an dem untern Theile des Rockes, vom Gürtel abwärts, Keilstücke (Gêren) einsetzte und ihn so erweiterte[1]).

Der Pelzer (Kürschner) „thut dasselbe an deinen kostbaren Bälgen; zähle sie hin und zähle sie her, er stiehlt dir dennoch davon“ (I, 17).

Kleiderhändler nehmen einen alten, verschlissenen Hadern, der zu nichts mehr gut ist, als ein Loch in der Wand damit zu verstopfen, vernadeln ihn und machen ihn dick mit Stärke und verkaufen ihn als einen neuen Mantel (I, 16).

Gewandwirker veruntreuen die Stoffe, mischen Haar unter die Wolle, zerdehnen das Tuch, „damit es desto länger sei“ (I, 146).

Wollspinnerinnen stehlen von dem Garn und feuchten das übrige an, damit es schwerer wiege, und der Eigenthümer den Verlust nicht merke (I, 87).

Kleinhändler (Pfragner) und Krämer „thun ihrem Amte selten recht“, fälschen Waage und Gewicht, Oel und Unschlitt, und können sie nicht mehr thun, so kehren sie dem Apfel und der Birne das Faule hinunter und das Schöne heraus (I, 16 f.).

Zimmerleute und Steinmetzen arbeiten vielfach im Accord und übereilen dann die Arbeit, so daß sie kaum ein oder zwei Jahre aushält; im Tagelohn arbeitend sind sie träge (I, 147).

Bäcker brauchen verdorbenes Korn, backen nicht vollwichtige Waare, treiben das Brod mit Hefe auf und verkaufen so Luft für Brod (I, 16. 151. 216).

Zapfenzieher (Wirthe) betrügen die Leute mit verdorbenem Wein und Bier oder mit ungesottenem Meth, geben nicht das rechte Maß, mischen Wasser unter den Wein (I, 17. 151).

Metzger schlachten krankes Vieh und unzeitige, d. h. zu junge, Kälber, verkaufen Bockfleisch für Hammelfleisch, finniges für reines, auch verdorbenes Fleisch, das sie unter dem Felle bewahren, damit es weiß bleibe. „Darum sollten die Bürger von der Stadt gebieten, wenn man in Sommerzeiten ein Kalb oder ein Lamm schlachtet, daß man es zuhand ville und ihm das Fell ganz abziehe, und daß zwei oder vier biderbe Männer bezeugen, daß es zeitig sei, was sie da schlachten, und daß es gesund sei“ (I, 16. 86. 150).

Die Gewerbepolizei lag in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht in den Händen der Zünfte, sondern in den Händen des Stadtregiments, das die Patrizier („die Bürger von der Stadt“) meist inne hatten. Daß die Bestimmungen der oft recht strengen Gewerbepolizei dennoch häufig übertreten und umgangen wurden, hat in der Unvoll-

[1]) A. Schultz a. a. O. Bd. I, S. 223 f.

kommenheit alles Irdischen, namentlich aber in den politischen und kriegerischen Wirren der damaligen Zeit seinen Grund, die natürlich auch auf diese Seite des gewerblichen Lebens störend und nachtheilig einwirken mußten.

Rechtspflege.

Wie sehr in der Zeit des Faustrechts die Rechtspflege darniederlag, ist bekannt und bedarf keiner weitern Erörterung. Es sei darum nur darauf hingewiesen, wie Berthold, der mehr als irgend ein Anderer die Folgen der Rechtsunsicherheit bei seinem Verkehr mit Leuten aus allen Ständen auf seinen Kreuz- und Querzügen mochte kennen gelernt haben, keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den Hütern des Rechts, namentlich aber jenen Dynasten, welche sich die Gerichtsbarkeit kauften und dann nur als ergiebige Geldquelle betrachteten, das Gewissen zu schärfen, ihre Käuflichkeit und Liebedienerei zu strafen. Wo Berthold von guten Richtern spricht, „als Kaiser Heinrich und König Karl", sagt er: „Sie richten nicht, wie jetzt die Richter thun, die das Gericht nur darum kaufen, daß sie den Leuten ihr Gut absprechen. Vormals gaben sie Gut, daß man sie des Gerichtes erließe, oder richteten so, daß sie zum Himmel mit blutigem Schwerte fuhren. Deren sind viele, die also Richter waren, und deren sind jetzt gar wenige" (II, 100).

Vor Gericht wurde mit Geschrei geklagt (I, 88). Klagen heißt ursprünglich rufen, schreien[1]). Gesetzliche Strafen waren für Vornehme: in den Bann thun, in die Acht thun, von Recht und Gesetz ausschließen (êlôs und rehtelôs sagen), das Leben nehmen; für Niedere: hängen, Haupt abschlagen, radbrechen, brennen, an der Säule schlagen, an den Kirchzaun binden (I, 364). Eine bestimmte Reihenfolge scheint in dieser Aufzählung nur bei den Strafen ersterer Art eingehalten zu sein. Ehebruch wurde an Frauen mit Stäupen und Haarabscheeren bestraft (I, 557). Dieselbe Strafe, welche ursprünglich den Verlust der Freiheit bedeutete, verhängte das geistliche Gericht über den Gotteslästerer; auch das weltliche Gericht schlug demselben „Haut und Haar ab, gebunden an einer Säule", oder büßte ihn mit Geldstrafen (I, 267). Das Haarabscheeren war eine sehr beschimpfende Strafe und wurde bei groben Vergehen der Sklaven verhängt. Die Synode von Merida in Spanien im Jahre 666 verordnet, daß gegen Hörige der Kirchen „in keinem Falle das Gefühl empörende Strafen, wie das Abscheeren des Hauptharres, angewandt werden dürfen". Vorenthaltung verdienten Lohnes wurde „in etlichen Landen" mit sechs Schilling bestraft (I, 90). Diese Strafe bestimmt auch das Landrecht von Lungau im Salzburgischen am Ende des

---

[1]) Grimm, Rechtsalterth. S. 876.

siebenzehnten Jahrhunderts (II, 317). Augsburg, wo Berthold die betreffende Predigt hielt, kannte die Strafe offenbar nicht. Mit Hunden aus der Stadt hetzen wird erwähnt, ebenso der Gebrauch, durch Eideshelfer sein Recht zu erweisen.

Auffallender Weise spricht Berthold nirgendwo ausdrücklich von dem schlimmen Einflusse des neu eingeführten römischen Rechts, während Cäsarius von Heisterbach schon zu Anfang der zwanziger Jahre des Jahrhunderts die bittersten Klagen darüber führt, welche er mit dem Hinweis auf die unter den gelehrten Juristen herrschende Corruption und den durch Mißbrauch des heidnischen Rechts bereits damals herbeigeführten Ruin des Bauernstandes der Rheingegenden nur allzu leicht zu begründen vermag. Jene Klagen über die gelehrten Juristen wiederholt um's Jahr 1300 Trimberg's Renner, der auch schon das Sprüchwort: „Juristen, böse Christen" kennt[1]). Vielleicht ist es nur Zufall, daß der Gegenstand in den wenigen deutschen Predigten Berthold's nicht zur Sprache kommt.

Astronomie und Weltkunde.

In seinen Ansichten über die Anordnung und Bewegung der Himmelskörper folgt Berthold natürlich, wenn auch im Einzelnen etwas abweichend, dem vor Copernicus herrschenden System des Ptolemäus. Wie auch andere Gelehrte des Mittelalters[2]) — vielleicht nicht unbeeinflußt durch die uralte Sage von dem Weltei, aus welchem alle Dinge entstanden — vergleicht Berthold die vom Sternenhimmel umschlossene Welt mit einem Ei: die Schale ist der Himmel, das Eiweiß sind die Lüfte, der Dotter ist die Erde, welche Kugelgestalt hat. Da nun der Himmel sich beständig dreht, das Firmament aber unsäglich schwer ist wegen seiner ungeheuern Weite, so wäre es durch die Schwere in so schnellen Lauf gekommen, daß es zerbrochen wäre. Darum schuf Gott sieben Sterne, seinen Lauf zu hemmen. Das Firmament hat seinen Lauf von Osten nach Westen. Den sieben Sternen aber gab Gott ihren Lauf von Westen nach Osten, und die „kriegen" mit aller ihrer Kraft gegen das Firmament, weshalb sie auch die „irren Sterne" heißen (II, 234). Weil aber das Firmament zu schwer ist, zieht es die Sonne und den Mond und die übrigen Planeten mit herum, wie auch die Fixsterne. Und so läuft nun der Himmel mit den Planeten und einem großen Theil der andern Sterne um und um. Die jetzt über uns sind, sind zu Mitternacht unter uns, so daß man, wenn es möglich wäre, eine Grube durch die Erde hindurchzugraben, jetzt bei Tage durch die Erde

[1]) S. die Bamberger Ausgabe S. 15, 100, 103, 105.

[2]) Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 606. Renner 19666 ff.

hindurch unten die Sterne am Himmel sähe. Darum sagen Einige, es sei eine Welt unter uns, deren Bewohner die Füße gegen uns gekehrt hätten. Aber das ist in keiner Weise der Fall: nihil est in fundamento. Die Erde sammt dem Meere schwebt in der Luft, wie ein Vogel, der sich auf einem Flecke schwebend hält, und sie ruht auf nichts, als auf der Kraft unseres Herrn (I, 80. 392 f.).

Berthold unterscheidet nach der gewöhnlichen Anschauung damaliger Gelehrten drei Himmel: coelum stellatum oder das Firmament, „an dem die (Fix-) Sterne stehen," coelum cristallinum und coelum empyreum. Im Vergleich mit dem Firmament erscheint die Erde wie eine Nadelspitze; in demselben Verhältnisse ist der Krystallhimmel größer als das Firmament, und der Feuerhimmel größer als der Krystallhimmel (I, 235.) Die drei Himmel sammt den Planeten sind so geordnet, daß man von der Erde der Reihe nach zuerst an den Mond, „den allerniedersten Stern, der am Himmel ist," dann an den Mercur, die Venus, die Sonne, den Mars, den Jupiter, den Saturn, von da an den Fixstern-Himmel, den Krystallhimmel und den Feuerhimmel kommt (I, 180. II, 246). Der Mond ist so groß wie der 29.[1]) Theil der Erde, so sagen wenigstens die Meister, die davon lesen; ob es wirklich so ist, bleibt dahingestellt. Trifft es sich nun, daß der Mond auf seinem Lauf unter die Sonne zu stehen kommt, so gibt es eine theilweise oder eine vollständige Sonnenfinsterniß. Dann meinen die ungelehrten Leute, die Welt ginge unter. Aber das haben die Meister, die von den Sternen lesen, wohl „experimentet", daß das nun Niemand fürchten darf. Wie weit aber von einem Stern zum andern, und wie groß jeglicher sei, das befehlen wir Gott (I, 400 f). Denn die heidnischen Meister lesen zwar Wunder über Wunder, wie manch tausend Meile es sei bis an den Himmel, daran die Sterne stehen, und haben das alles geschrieben und haben wunderviel danach getrachtet, aber sie sprechen nur aus Einbildung und wissen in Wirklichkeit gar nichts davon, weder klein noch groß (I, 179. II, 246). Die Umlaufszeit des Saturn beträgt dreißig Jahre[2]); darum heißt er der träge Stern, saturans, Satjâr = satt an Jahren (II, 237). Berthold folgt hier dem Mönche Bridfert von Ramsey in seiner Glosse zu Beda's Schrift De natura rerum: Vel Saturnus appellatur quod saturetur annis. Der Name ist indeß von serere abgeleitet, weil Saturnus ursprünglich als Gott der Saaten verehrt wurde.

---

[1]) Im Latein. steht der 39. Theil (siehe Jakob S. 171). Beides ist unrichtig; denn der Durchmesser der Erde (Erdachse) ist 1713, der des Mondes 454 Meilen groß; der cubische Inhalt des Mondes aber beträgt $^1/_{54}$ von dem der Erde, und die Oberfläche des Mondes 0,070 von der Erdoberfläche.

[2]) Genauer 29 Jahre 166 Tage und 23 Stunden.

Nach der Vorstellung des Mittelalters hatten die Sterne größten Einfluß auf alle drei Reiche der Natur: der eine bringt Korn, der andere Weizen, der dritte Hafer, der vierte Gerste, der fünfte Wein, der sechste Birnen, der siebente Aepfel; der gelbe Blumen, der rothe Blumen, der Muscat, der Pfeffer, der Kardamome (ein Gewürz), der Zibeben, der dieses, der jenes . . . sie haben Kraft über die Vögel in den Lüften, über die Fische in der Woge, über die Würmer in der Erde, über die Thiere im Walde, über alles edele Gestein, über Wetter und über Wasser und über alle Dinge, nur nicht über den freien Willen des Menschen (I, 506. 64). Fehlte nur der allerkleinste Stern am Himmel, so müßte alles, was auf Erden ist, darunter leiden. „Alles, was da wächst, das wäre ohne Kraft und desto mangelhafter; und alles, was lebendig ist, Menschen, Vögel, Thiere, Fische, das wäre alles an seiner lebenden Natur desto schwächer". Die Planeten aber haben größere Kraft als alle andern Sterne (II, 234. vgl. I, 51). Besondere Wichtigkeit hat der Saturn in dem Jahre, wo der Mars mit ihm aufgeht, der Krieger und Streiter. Dann kommt Streit und Kampf und Sterben und Morden und Pest und Hunger (I, 63 f.).

Im Mittelpunkte der Erde, wo dieselbe am sumpfigsten ist, befindet sich die Hölle. Ebenfalls in der Erde, aber weniger tief als die Hölle, ist das Fegfeuer (II, 264).

Am besten zeigen die beiden Predigten „Von dem Wagen" und „Von den sieben Planeten", wie Berthold durch allegorische Deutung seine astronomischen Kenntnisse zu verwerthen, wie viel Schönes und Nützliches er aus dem geheimnißollen Buche des Sternenhimmels seinen Zuhörern vorzulesen wußte.

Naturkunde.

Wie in der mittelalterlichen Wissenschaft überhaupt, so war namentlich in den Naturwissenschaften das Traditionelle vorherrschend: man reproducirte im Wesentlichen nur, was von den Alten an gediegenen Erkenntnissen oder fabelhaften Meinungen überliefert war. Die Hauptquelle für Naturkunde war Plinius, welchen Berthold in dem von dem Grammatiker C. Julius Solinus im dritten Jahrhundert angefertigten Auszuge kennt. Daneben benutzt er das Speculum naturale des Vincenz von Beauvais [1]). Die Pflanzenkunde, deren Spuren überhaupt im Mittelalter selten sind [2]), scheint Berthold trotz seines feinen Natursinnes und seiner überraschenden Beobachtungsgabe fremd geblieben zu sein. Seine Mittheilungen beschränken sich hier auf die gelegentliche

---

[1]) Jakob a. a. O. S. 132. — [2]) Hurter a. a. O. S. 589.

Erwähnung des räthselhaften Sodomsapfels. Dagegen mögen einige Bemerkungen zur Mineralogie und Thierkunde Platz finden.

Der Krystall ist aus Wasser zu Stein geworden, aber es ist unmöglich, ihn wieder zu Wasser zu machen (I, 243). Nach dem Steinbuch von St. Florian ist er aus Eis entstanden, und Volmar in seinem Lapidarius empfiehlt, ihn in einem Ringe als Schutzmittel gegen Frostschaden zu tragen. Den Diamant können alle Hämmer der Welt nicht zerschlagen, sondern er kann nur durch zwei Mittel erweicht werden (I, 418), nämlich durch Bocksblut (II, 143) und geschmolzenes Blei (Volmar). Schon die Alten hegten diesen Glauben. Die älteste Steinkunde war im Orient, in Ostindien zu Hause, von wo dem Alterthum die kostbarsten Edelsteine zugeführt wurden. [1]) Den Edelsteinen wurden, wie den Kräutern und gewissen Worten (Zauberformeln), Arzneikräfte zugeschrieben, und es ist bekannt, daß dieselben vielfach in der Medicin Verwendung fanden (II, 84). Oefters heißt es, daß „edel Würze, edel Gestein und edel Wort" von Gott die Kraft haben, gesund zu machen — „wer es nur kennt" [2]). Die in den letzten Worten ausgesprochene Verwahrung wird von den Lobrednern dieser vermeintlichen Naturkräfte selten vergessen.

Die Spinnen zählen zu den giftigsten Thieren; unter acht Arten ist aber die grüne Spinne die schlimmste (I, 71. 543). Der Athem des Raben ist unrein (I, 423); darum und wegen seiner krächzenden Stimme und schwarzen Farbe bedeutet der Rabe den Teufel. Er ist auch in der Sage ein teuflisches und Unheil verkündendes Thier. Der Meerpolyp wird beschrieben als ein Fisch mit acht Füßen, an jedem Fuß dreihundert Munde. Er zieht die Menschen aus dem Schiffe in das Wasser, nicht um sie zu verschlingen, sondern ihnen das Blut auszusaugen (II, 263). Die Katze gilt als ein sehr gefährliches Thier, namentlich im Sommer: sie leckt an einer Kröte, bis dieselbe blutet; durch das verschluckte Gift und den dadurch entstandenen Brand, der die Katze in einen ganz elenden Zustand versetzt, in welchem ihr auch die Haare ausfallen, durstig geworden, geht sie hin und trinkt Wasser, und wenn dann die Leute solch' verunreinigtes Wasser zum Kochen benutzen, so werden sie oft lebenslänglich krank oder sterben eines jähen Todes. Manchmal trinkt die Katze so gierig, daß ihr eine Zähre aus den Augen

---

[1]) Siehe den Artikel von A. Kaufmann über das von Lambel herausgegebene Steinbuch Volmar's in der Liter. Rundschau 1878, No 7 und einen Aufsatz desselben Verfassers in Pick's Monatsschrift. VI. 2. Heft.

[2]) Dem Zwergkönig Goldemar legte das Mittelalter den Ausspruch in den Mund: Christianos fidem in verbis, Judaeos in lapidibus pretiosis et Paganos in herbis ponere.

in das Wasser fällt, oder daß sie darein nießt, wer das dann trinkt, hat den grimmigen Tod davon. Auch ihr Athem ist gar ungesund I, 402. 405). Möglich, daß hier die schlimmen Folgen des unvorsichtigen Trinkens „im Sommer" dem unschuldigsten Hausthiere zur Last gelegt werden, was die Katze wohl der Rolle, die sie in der Mythologie und Sage spielt, zu verdanken hat. Die Eidechse ist so giftig, daß man sie nicht mit bloßer Hand anfassen soll; sie bleibt nimmer still liegen, sondern kriecht immer weiter und weiter, und kommt sie in eines Königs Haus, so bleibt sie da. Berthold führt dafür Sprüchw. 30, 28 an: „Die Eidechsen gehen auf Händen, und sie weilen in den Palästen der Könige." Man erinnert sich hier auch der oberdeutschen Sage, die Eidechsen seien verwünschte Prinzessinnen, die wegen ihrer Eitelkeit von Zauberern in solche Thiere verwandelt wurden [1]). Der Schrift des h. Ambrosius über das Sechstagewerk entnimmt Berthold die hübsche Sage: wenn die Nachtigall das Ei gelegt hat, so sitzt der Vater vor dem Ei und singt mit seiner süßen Stimme dagegen, bis ein schöner Vogel daraus wird (I, 302. II, 88).

Arzneikunde.

Daß der Regensburger Minorit sogar in der Medicin nicht unbedeutende Kenntnisse verräth, erklärt sich sowohl aus dem damals üblichen Studiengang, der den Jüngling zunächst auf allen Gebieten heiliger und weltlicher Wissenschaft reiche Kenntnisse sich sammeln ließ, um ihn erst spät seinem Berufsfache zuzuführen, wie durch den Gebrauch encyklopädischer Werke, die es selbst weniger Gebildeten ermöglichten, sich eine Menge verschiedenartiger Kenntnisse zu erwerben.

Als die größten Autoritäten in der medicinischen Wissenschaft nennt Berthold (I, 517. II, 49) vor allen Hippokrates; dann Galenus, Constantin von Afrika, gest. wahrscheinlich im Jahre 1085 oder 1087 als Mönch zu Monte Cassino, Avicenna, der berühmteste aller arabischen Aerzte, geb. 1037, Macer Floridus, eine wahrscheinlich von Odo von Meudon oder von Meune an der Loire im Anfang des zwölften Jahrhunderts in Versen verfaßte Schrift, welche die Heilkräfte von Kräutern, Gewürzen und Arzneien beschreibt, und deren Haupttitel war: De viribus oder De naturis herbarum; den zweiten Titel, Macer Floridus, führte sie zur Erinnerung an den römischen Dichter gleichen Namens. Die Schrift stand das ganze Mittelalter hindurch in großem Ansehen und wird von Vincenz von Beauvais häufig citirt. Berthold hat sie selbst nicht in Händen gehabt, denn er hält den „Herrn Macer Flori=

[1]) Wolf, Beiträge. Bd. II. S. 447.

dus" für einen Arzt[1]). Endlich Bartholomäus von Salerno aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, Schüler des Constantin von Afrika. Sein Hauptwerk: Introductiones et experimenta in practicam Hippocratis, Galieni, Constantini, graecorum medicorum wurde schon im dreizehnten Jahrhundert in's Deutsche übersetzt[2]). Die genannten Aerzte „waren die allerhöchsten Meister, die von Arznei je lasen, und haben alle Künste erfunden und erdacht, die von Arznei jemals ersonnen wurden" (I, 517). Aus ihnen wird Berthold denn auch mittelbar oder unmittelbar geschöpft haben, so daß, was er aus der Physiologie, Anatomie, Diätetik und Pathologie mittheilt, den Stand der wissenschaftlichen Medicin im dreizehnten Jahrhundert ahnen läßt.

Der menschliche Mikrokosmus — der Mensch ist nämlich „der Erde ein kleines Stück" — besteht aus den vier Grundstoffen Feuer, Wasser Luft und Erde. Dies gilt zwar nach hippokratischer Lehre auch von allen übrigen lebenden Wesen, doch hat Gott die Menschen anders geschaffen als die Thiere, indem er in den Menschenleib eine auf das inwohnende geistige Wesen und auf die übernatürliche Bestimmung des Menschen hindeutende Symbolik hineinlegte. Der Mensch hat nämlich fünf Finger an jeder Hand, fünf Zehen an jedem Fuß, der Kopf besteht aus fünf Stücken, die Augen, die Nase ebenfalls, alles, um anzudeuten die fünf Pfund, welche Gott uns anvertraut hat (II, 25). Wir haben hier eine frühzeitige Spur der Zahlensymbolik, die später eine größere Rolle in der Medicin spielte. Während alle Adern nach der Lehre der hippokratischen Schule von Aorta und Hohlvene ausgehen, kommen nur die in den Goldfinger auslaufenden (direct) vom Herzen (II, 193). Diese irrige Meinung von einem Sonderursprung der Adern des vierten Fingers unmittelbar aus dem Herzen gab nach dem Zeugnisse der Alten, z. B. des Aulus Gellius, auch des h. Isidor, Veranlassung, diesen Finger zum Träger des Ringes der Treue zu machen[3]). Die Zurückweisung der volksthümlichen, aber falschen Ansicht, daß man in dem Maße stärker und gesünder werde, als man esse und trinke, veranlaßt Berthold zu einer Darlegung des Ernährungsprocesses (I, 432. II, 204), die freilich großentheils auf mangelhaften physiologischen und anatomischen Kenntnissen beruht. Der Magen, sagt er, ist mitten im Leibe und nimmt zuerst die Nahrung auf. Es verhält sich aber mit dem Magen wie mit

---

[1]) In Folge eines ähnlichen Irrthums pflegen die Prediger des Mittelalters, wo sie Mittheilungen des griechischen Tractates „Physiologus" aus der Thierkunde verwerthen, einen „Meister Physiologus" zu citiren. Cruel a. a. O. S. 256.

[2]) Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin. Dritte Bearbeitung. I. Band.

[3]) Schmid, Histor. Katechismus. 8. Aufl. Bd. III, S. 199.

dem Kochtopf über dem Feuer: ist dieser allzu voll, so läuft die Speise über oder brennt an, in beiden Fällen verdirbt sie; nur wenn der Topf im rechten Maße gefüllt ist, kann die Speise gut durchwallen und gar werden. Das Feuer am Kochtopf des Magens ist die Leber; die liegt am Magen und hat große Hitze und macht, daß der Magen alles sieden kann, was der Mensch ißt und trinkt. Wenn nun der Magen in der rechten Weise gefüllt ist, so wird die Speise wohl gesotten und wird zuträglich und gesund, so daß dann das Hausgesinde des Leibes, das sind die Adern, Glieder, Gehirn, Blut, Mark, Fleisch, Herz und Gebein, davon wohl gespeist und kräftig werden. Ist zu wenig im Magen, so wird der Leib zu wenig genährt und bleibt unkräftig; dennoch ist es besser, daß er etwas zu wenig, als daß er zu viel habe. Denn wenn der Magen zu voll ist, mag die Leber noch so heiß sein, die Speise muß ungesotten bleiben: der Magen geht dann entweder über, oder die Speise brennt im Magen an; in beiden Fällen entstehen Krankheiten. Geht der Magen über, oder wird, wie Berthold den Ausdruck in der 52. lateinischen Rede des Commune Sanctorum erklärt [1]), die Speise ungenügend verdaut, und in Folge dessen die Blutmaterie nicht gut ausgekocht, und gelangen dann die ungesunden Säfte in den Kopf, so kann der Mensch schwachsinnig werden, das Gehör verlieren, den Staar bekommen, oder wenigstens irgend eine Augenkrankheit sich zuziehen, triefäugig oder glasäugig werden. Gelangen die Säfte zwischen Haut und Fleisch [2]), so entsteht Wassersucht, Aussatz, Gelbsucht oder sonst eine Unfläthigkeit, wodurch man sich selbst und andern Leuten zum Ekel wird. Dringen die Säfte in's Geäder, so verursachen sie Zittern der Hände; in die Glieder, so wird man lahm oder bettlägerig. Brennen aber die Speisen im Magen an, d. h. bleiben sie unverdaut im Magen liegen, so muß es von dir siechen mit „Suht" [3]) oder Fieber (biever), oder dem täglichen oder drei- oder viertäglichen Riten, oder es verursacht Kopfweh oder sonst eine vielleicht tödtliche Krankheit.

Salz ist als Nahrungswürze ungesund, namentlich im Brode: „Je besser gesalzen, je näher großem Siechthum oder dem Tode." Darum wird es den Bäckern sehr übel angerechnet, die Salz in's Brod thun (I, 151). Der Ausdruck: „Wir lesen nicht, daß Salz in irgend

---

[1]) Jakob a. a. O. S. 169.

[2]) Die entsprechende lateinische Rede sagt: in die Leber und von da in die andern Glieder.

[3]) Suht ist das allgemeine Wort für Krankheit, bedeutet aber insbesondere Pest, Aussatz, Fieber, rheumatisches Uebel, Tobsucht. Riten von rîtan (reiten) scheint vorzüglich das kalte Fieber zu sein. Dasselbe wird wie ein Alb betrachtet, der den Menschen reitet, rüttelt und schüttelt. Grimm, D. Mythol. 1107.

einer Speise so ungesund sei wie im Brode," läßt schließen, daß Berthold nicht ein gemeines Vorurtheil, sondern eine Ansicht der medicinischen Wissenschaft ausspricht. Saufleisch ist Wöchnerinnen und solchen, die zur Ader gelassen haben, schädlich (I, 16). Im Anschluß hieran möge die für Feinschmecker nicht unwichtige Bemerkung Platz finden, daß es nicht mehr als neunerlei verschiedenen Geschmack in den Speisen gibt. „Sie kochen's hin, sie kochen's her, sie braten's hin, sie braten's her, wie sie es martern, so gibt es doch nicht mehr als neunerlei Geschmack" (I, 220).

Der Aussatz wird manchmal angeboren, öfters aber hat er eine andere Ursache (II, 205), z. B. Völlerei, wie bereits erwähnt, oder unsittlichen Lebenswandel. Manche werden in Folge unzüchtigen Lebens lahm, Andere blind (I, 435). Durch heftigen Zorn kann man gichtbrüchig werden (I, 106). Der Athem des Fallsüchtigen ist ansteckend; deshalb hüte man sich, einem in Krämpfen Liegenden nahe zu kommen (I, 518). Worauf beruht die (von Berthold verworfene) Meinung, mit dem „Riten" könne man keine Sünden abbüßen (I, 509)?

Die hohen Meister haben die Kunst, daß sie an einem Glase des Menschen Natur und Siechthum und die zweckmäßigen Heilmittel erkennen (Hydroscopie I, 153). Als unheilbar gilt Fallsucht — „wer die fallende Sucht hat über 24 Jahre," d. h. wer sie in einem Alter von mehr als 24 Jahren hat; denn wenn die körperliche Entwickelung des Menschen abgeschlossen, ist wenig Hoffnung mehr auf Heilung dieser Krankheit — Todschlaf, alter Aussatz, alter Harnstein, altes Siechthum in den Lenden, Gehör- und Sprachlosigkeit: „die lange ungeredet und sprachlos sind gewesen, als Altstumme . . . der lange gehörlos ist gewesen" (I, 517 f. II, 49 f.). Vom alten Harnstein wird zugegeben, daß er allenfalls heilbar sei, aber der müßte ein guter Meister sein, der ihn heilen könnte, und müßte auch ein gut Theil Arznei versuchen und schneiden. „Da reden wir Priester nicht von; wir Priester sollen von schneiden nicht reden." Die Wundarzneikunst war nämlich dem Klerus untersagt. Der Todschlaf ist eine Krankheit gar wunderlicher Art. Wer dieses Siechthum hat, der liegt und schläft und schläft, bis ihm die Seele ausgeht. Und er ist durch kein Mittel zu wecken, weder durch Süßes noch durch Bitteres. Wenn man ihn wecken könnte, was zuweilen gelang, so würde der Kranke gesund. Hat aber das Siechthum überhand genommen, so bringt man es wohl dahin, daß der Kranke die Augen für einen Augenblick aufschlägt, aber sofort liegt er wieder in tiefem Schlafe. Man hat alle möglichen Mittel versucht, sogar den Kranken die Augenwimper ausgerissen — „das thut über die Maßen weh" — aber es gelang nicht, sie am Leben zu erhalten (I, 259).

Berthold nennt folgende Zeichen der nahen Auflösung: wenn der Kranke sich gegen die Wand kehrt und Niemand sehen will; wenn ihm die Augen im Kopfe „gespitzt“ (starr) sind; wenn ihm die Ohren kalt und farblos sind, und es stark darin rauscht; wenn ihm die Oberlippe kurz und hinaufgekrümmt, wenn die Zunge im Munde „zerfahren“ (gerissen) ist; wenn die Zähne gelb geworden sind und wackeln, der Athem übeln Geschmack hat (II, 46), die Fingerspitzen und Nägel schwarz geworden sind; wenn der Kranke die Arme nicht ruhig liegen läßt, sie hin und her wirft; wenn er die Beine an sich zieht oder von sich streckt; wenn die Füße kalt geworden; wenn er seine Lage verändert, daß er die Füße legt, wo das Haupt, und das Haupt wo die Füße liegen sollen; wenn er die Achseln beim Athmen auf und nieder zieht (I, 509. 514). Ferner: „Zum ersten greift der weise Meister dem Kranken an die Augenlider: rühren die sich nicht, daß sie still liegen, ist es ein Zeichen, daß der Kranke sterben will. Dann sieht er ihm unter die Augen: hat sich sein Antlitz verändert an Farbe und an Gestalt, das ist ein Zeichen, daß er sterben will . . . Er nimmt Ohrenschmalz und heißt es ein Kind in den Mund nehmen an die Zunge — das thut wohl ein Kind seinem Vater — ist das Ohrenschmalz süß, so ist es ein Zeichen des Todes. Denn das Ohrenschmalz ist gar bitter und soll bitter sein. Dann nimmt er ein Nießwurz und bläst ihm das in die Nase, nießt er nicht, so ist es ein Zeichen des Todes. Das soll aber Niemand thun. Das verbiete ich ganz und gar, daß Niemand dem Andern Nießwurz in die Nase blase . . . daß es Jemand an einem Siechen versuche, denn ihr könntet schuldig an ihm werden. Das soll Niemand thun, als ein Meister, der damit umgehen kann . . . Ist ihm eine Blatter an der Zunge, das ist ein Zeichen des Todes . . . So spricht der Arzt: »Könnt Ihr nicht schlafen?« so spricht der Sieche: »Nein ich.« Das ist ein Zeichen des Todes. Schwitzt er kalten Schweiß, das ist ein Zeichen des Todes“ (II, 46). Die meisten der genannten Todesanzeichen sind einzeln genommen wenig bedeutend, aber, in gewisser Weise gruppirt, nicht ohne Belang.

Die Aerzte sollen sich in ihrer Praxis gar sehr vor Pflichtversäumnissen hüten, denn es handele sich in ihrem Amte um Leib und Seele. Darum darf auch, wer kein guter Meister ist, sich die Ausübung der ärztlichen Kunst nicht anmaßen, oder er wird schuldig an den Leuten, an Allen, denen er auf's Gerathewohl Arznei gibt. Ein ungelehrter Chirurg verbleibe bei dem, was er bei einem andern Meister gelernt hat, nämlich äußere Verletzungen oder auch Geschwüre zu heilen, und hüte sich, in die innere Kunst hineinzupfuschen und den Leuten Tränke zu geben: das soll man solchen bei Acht und Bann verbieten. Insbesondere dürfen sie auch

keine Steinoperationen vornehmen (I, 154). Ein tüchtiger Arzt unternimmt schon um seines Rufes willen keine Cur, deren Erfolglosigkeit von vornherein feststeht; ein Quacksalber fragt danach nicht, sondern wagt alles, weil es ihm nur um's Geld zu thun ist (II, 46).

Vom kirchlichen Leben.

Um das in dem einleitenden Abschnitte dieser Schrift nur in dürftigen Umrissen gezeichnete Bild der kirchlichen Zustände des dreizehnten Jahrhunderts in etwa zu vervollständigen, folgt hier noch eine Nachlese zum Theil wenigstens auch culturgeschichtlich mehr oder weniger interessanter Nachrichten über das religiös-kirchliche Leben.

Obschon das Mittelalter vermöge seiner im Großen und Ganzen bewahrten unbefangenen Gläubigkeit und innigen Frömmigkeit sich in den Kirchen mehr wie zu Hause fühlte und darum sogar an den Stufen des Altares seines jugendfrischen Humors nicht ganz vergaß, so war doch der Kirchenbesuch im Allgemeinen ein erbaulicher: auf dem Wege zur Kirche zu schwätzen, galt schon für Sünde. Wenn daher Berthold öfters klagt, daß man in der Kirche scherze und lache wie auf einem Jahrmarkt, so darf man aus dergleichen starken Ausdrücken nicht auf einen vorherrschenden Mangel an Ehrfurcht vor dem Gotteshause schließen. Häufigen Störungen waren die Kirchen nothwendig schon darum ausgesetzt, weil die Kirchhöfe die Mittelpunkte des Marktverkehrs (I, 448) und der öffentlichen Lustbarkeiten waren, namentlich zur Aufführung der geistlichen Schauspiele dienten. Nichtsdestoweniger galten aber auch die Kirchhöfe immer als heilige Orte, deren Verunehrung eine besondere Sündhaftigkeit involvire. In dem Chore der Kirche durfte außer dem Klerus und den Ministranten Niemand sich aufhalten; daß die Frauen sich häufig dahin drängten (I, 447), hängt mit der frommen weiblichen Neugier zusammen, die gern auf den Altar sehen will, während nach kirchlichem Herkommen der Anblick des Altares durch den den Chor abschließenden, allerdings nicht selten durchbrochenen, Lettner den Laien entzogen war. Durch den Lettner sollen zwei Thüren in den Chor führen, wie auch im jüdischen Tempel zwei Thüren[1]) aus dem Heiligen in das Allerheiligste gingen (I, 446 f.). Beim Offertorium der h. Messe sollen die, welche es können, zum Opfer gehen (I, 499). Aber es gibt solche, welche die Kirche schon beim Beginn des ersten Evangeliums oder des Offertoriums verlassen (I, 502) und sagen: Wozu sollen wir opfern? Der Pfaffe ist doch reich genug (I, 499). Während des Gottesdienstes wurde vom Volke auch deutsch gesungen. Berthold billigt den „an einigen Orten" üblichen Gesang beim Credo, der

[1]) Richtiger: eine Flügelthüre.

mit den Worten anfing: „Ich glaube an den Vater, ich glaube an den Sohn meiner Frau St. Marien und an den heiligen Geist. Kyrieleys" (I, 498). Danach bedarf die Behauptung Wackernagels[1]) und Anderer, daß der Kirchengesang im dreizehnten Jahrhundert lediglich lateinisch gewesen, und deutscher geistlicher Gesang nur außerhalb der Kirche geduldet worden sei, einer Einschränkung. Bei der Wandlung soll man beten: „Herr, durch Deine Minne, die Dich an Deine Marter zwang, so geruhe mir zu helfen, daß ich nimmer sterbe, eh' ich erwerbe Deine Huld, die ich mit meinen Sünden verloren han" (I, 459). Dieses Gebet ist wahrscheinlich ein kirchliches Volkslied, wie auch der Ruf der Armen Seelen (I, 333): „Hilf mir, Freund mein! Heute mein, morgen dein. Freund mein!" Notkers Lied „Media vita" wurde nicht bloß in den Kreuzzügen von den christlichen Heeren vor der Schlacht, sondern auch sonst von den Laien viel gesungen und war ihnen auch dem Sinne nach bekannt. Berthold citirt die erste Zeile, ohne sie zu übersetzen (I, 513). Die erste Strophe des aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden berühmten Pfingstliedes: „Nun bitten wir den heiligen Geist" kommt bei Berthold in zwei etwas verschiedenen Fassungen vor (I, 43. II, 63). Er empfiehlt dringend, dieses Lied, das Einige wenig schätzen, recht oft zu singen. Zwischen Ostern und Pfingsten wurde die Strophe Quaesumus auctor omnium um Bewahrung vor einem jähen Tode gesungen, der mitunter als Strafe einer unwürdigen Communion eintritt (II, 268). Die von Berthold gemeinte Strophe ist wahrscheinlich die vorletzte des Osterhymnus Ad regias agni dapes in der alten Fassung: Quaesumus auctor omnium — In hoc paschali gaudio — Ab omni mortis impetu — Tuum defende populum. Diese Strophe wurde den Hymnen in der Osterzeit vielfach als Schluß beigefügt[2]). Wohl irrthümlich bringt Berthold den Gebrauch in Beziehung zur h. Communion. Die Bitte um Bewahrung vor einem jähen Tode, welcher die Kirche auch bei den Bittgängen der österlichen Zeit Ausdruck gibt, ist vielmehr durch die Jahreszeit und ihre besondern Gefahren veranlaßt[3]). Für Liturgiker ist die Meßerklärung in der 31. Predigt besonders interessant. Die Deutung ist durchweg allegorisch und bezieht die einzelnen Theile und Ceremonien der h. Messe, wie es durch das ganze Mittelalter gebräuchlich war, auf bestimmte Momente im Leben und Leiden des Herrn.

---

[1]) Geschichte der D. Lit. S. 262 f.

[2]) Vgl. Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters. I, 218. Daniel, Thesaurus hymnologicus. I, 90. Expositio hymnorum. Coloniae, Quentel 1494 fol. XXXI a und fol. XXXII b.

[3]) Durantis (nicht Durandus) bei Benger, Pastoraltheologie. II, 346. Anm. 7.

Der Sacramenten-Empfang hatte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts so sehr nachgelassen, daß die Kirche auf dem vierten Concil vom Lateran im Jahre 1215 sich genöthigt sah, die jährlich einmalige Beichte und Communion unter Strafe des Bannes anzubefehlen. Aber etwa ein halbes Jahrhundert später muß Berthold noch über zu seltenes Beichten Klage führen. Man entschuldigte sich mit der Ausrede, die im Concubinate lebenden Geistlichen würden die Beichte ihren Weibern offenbaren. Aber immerhin waren „Etliche so selig, daß sie noch heute“ drei Mal im Jahre zu den Sacramenten gingen, einige sogar noch öfter (I, 456). Die für das Altarssacrament vielfach gebräuchlichen Benennungen: „Unseres Herrn Trost“, „Unseres Herrn Blut“ verwirft Berthold als zu irrigen Meinungen Anlaß gebend (I, 501). Die erstere konnte deshalb bedenklich scheinen, weil die Katharer ihre vornehmste Culthandlung mit einem ähnlichen Namen (Consolamentum, d. h. Tröstung) benannten; die letztere, weil sie der irrigen Lehre des Propstes Folmar von Triefenstein in Franken (um 1150), daß Christus im h. Altarssacramente nicht ganz unter jeder Gestalt, sondern unter der Gestalt des Weines nur das Blut des Herrn ohne sein Fleisch, und unter der Brodsgestalt nur das Fleisch Christi ohne sein Blut zugegen sei, Vorschub zu leisten schien. Der Empfang der h. Oelung wurde verschoben und versäumt, weil man glaubte, wer „geoleiet“ worden sei, dürfe nicht mehr ehelichen Umgang haben, kein Fleisch mehr essen, nicht mehr auf die Erde treten (mit bloßen Füßen), das beim Empfange des Sacramentes benutzte Leintuch dürfe nicht mehr zu profanen Zwecken gebraucht werden (I, 304. II, 90); oft auch, weil die simonistischen Priester das Sacrament nicht unentgeltlich spenden wollten; sie verlangten dafür drei Schilling, nach unserm Gelde etwa vier Mark. Berthold beschreibt (I, 314), wie man die Firmung empfing: „So sich ein jeglicher Mensch will firmen lassen, der soll gehen zu einem weisen Manne, der Pfaffe oder Laie sei, und soll dem seinen Glauben vorsprechen. Der soll dann mit ihm zum Bischof gehen und soll sein Zeuge sein, daß er ein rechter Christ sei. Und derselbe kann ihm dann wohl die Firmbinde umlegen, denn er ist sein rechter Pathe.“ Die Firmbinde, deren ursprünglicher Zweck bereits oben, Seite 84, erwähnt wurde, bedeutet den Helm, den man einem Ritter aufbindet, so er in den Kampf soll, wodurch er desto kühner und mannhafter wird (I, 300). Aus einer Bemerkung in der 21. Predigt (I, 314) geht hervor, daß das auf der Firmpathenschaft beruhende Ehehinderniß nicht überall bestand; dasselbe wurde erst später zu einem allgemeinen Kirchengesetz erhoben. Die Taufe geschah noch durch Untertauchen (I, 127). Die brennende Kerze, welche dem Kinde nach der Taufe gereicht wird, bedeutet die Sonne; diese selbst müßte man dem Täufling, wenn's möglich wäre,

in die Hand geben, denn seine Seele ist licht geworden wie die Sonne (II, 86). Warnung vor clandestinen Ehen: „Man soll auch in den Winkeln keine Ehen haben oder machen, denn davon haben große Mühsal beide, geistliche und weltliche Pfaffen und an den Curien, wo Bisthümer sind. Sie bringen einen Brief, er sei ein lediger Mann, so läuft sie hinwieder, und geschieht unterdeß, was alles besser wäre vermieden . . . Wer euch (Frauen) vor den Leuten die Ehe nicht geloben will, dessen Gelübde sollt ihr in dem Winkel nicht annehmen . . . denn er will euch betrügen“ (I, 317).

In Betreff der Heiligenverehrung ist zu bemerken, daß anscheinend zu Berthold's Zeiten noch die großen Heiligenfeste nicht mit vollen Octaven gefeiert wurden, sondern nur der erste und der achte Tag, wie es gegenwärtig noch bei dem Feste der h. Agnes der Fall ist. Berthold deutet den Gebrauch allegorisch. Nachdem er vorausgeschickt hat, daß man den Todestag der Heiligen darum so festlich begehe, weil Gott ihnen desselbigen Tages die ewige Freude gab an der Seele, fragt er: warum begeht man denn ihre Octav an dem achten Tage? und antwortet: damit erzeigte uns Gott, daß er ihnen am jüngsten Tage ihren Leib wiedergeben will, und daß er ihnen dann an Leib und Seele immer Wonne und Freude geben will (II, 95). In der Zahlensymbolik bedeutet nämlich acht die Auferstehung von den Todten und die ewige Verklärung der Auserwählten. Acht bedeutet die Erfüllung unserer Hoffnung [1]), sagt der h. Ambrosius. Die Gepflogenheit der mittelalterlichen Gelehrtenschulen, über den höhern Rang dieses oder jenes Heiligen zu disputiren, auf welche andere Asceten übel zu sprechen waren, wird von Berthold sehr milde beurtheilt, er nennt sie sogar einen nützlichen Krieg und einen guten Krieg und einen erfreulichen Krieg.

Als gebräuchliche Bußwerke werden genannt Vigilienhalten, Frühaufstehen, Villat (Geißelung), Wallfahrten nach Rom, St. Jakob, Aachen, Jerusalem und nach Preußen (zum Kampfe gegen die Heiden), Karine (carena, wahrscheinlich von quadragena, ein vierzigtägiges Fasten bei Wasser und Brod) und gewöhnliche Fasten (II, 248). Es gab fünferlei gesetzliche Fasten im Jahre neben denen, welche Manche aus besonderer Devotion Samstags oder während der sechs Wochen vor Weihnachten hielten (II, 249). Die vierzigtägige Fastenzeit wurde als der Gott pflichtmäßig zu entrichtende Zeitzehnte angesehen (II, 15): „Denn wenn man das Jahr zählt, so sind es viertehalbhundert Tage und fünfzehn Tage; darum fasten wir die vierzig Tage vor Ostern, und unserm Herrn geben wir die vier Tage zu, denn es wären sonst nur sechsunddreißig

---

[1]) Spei nostrae octava perfectio est.

Tage und ein halber," d. h. man brauchte streng genommen nur sechsunddreißig und einen halben Tag zu fasten [1]). Die Golt- oder Quatemberfasten aber halten wir, um Gott Leib und Seele dadurch zu weihen (II, 14). „Der Leib ist von vier Stücken gemacht, von Feuer, Wasser, Luft und Erde. So ist die Seele von drei himmlischen Kräften gemacht; und darum hat man die zwölf Fasttage zu vier Zeiten getheilt in das Jahr, daß wir damit bekennen sollen, wie uns Gott geschaffen hat und wie er uns Leib und Seele gegeben hat" (II, 15). Berthold leitet die Goltfasten aus dem Alten Testamente her, wo man angeblich in jedem Monat einen Tag fastete [2]) (II, 14. 34), und sagt zur Erklärung des Namens: „denn sie sind besser als Gold und Silber und Edelgestein". Ist vielleicht „Golt" gleichbedeutend mit Gülte oder Gelt? Dann wäre Goltfasten = Zahlfasten = Frohnfasten. An den Quatembertagen wurden in vielen Gegenden die Frohnen, z. B. Roggengülten, entrichtet.

Ablaß wurde vornehmlich bei Predigten und Kirchweihfesten ertheilt. Noch heute bedeutet in einigen Gegenden Ablaß das Kirchweihfest, wobei zahlreicher Empfang der Sacramente stattfindet. Berthold gibt eine gute und faßliche Erklärung der Lehre vom Ablaß (II, 12).

Ueber das Institut der Sendgerichte heißt es: „Wenn man Gerichtstage (êhelichiu dinc) hat — hier und da heißt es christliches Gericht — so entbietet man dahin Alle, die in der Pfarre sind, und fraget männiglich, wie es um ihre Nachbaren stehe. Und wenn der Mensch da etwas verschweigt, worüber er unter dem Gehorsam befragt wird, sei es aus Gunst oder in Folge von Bestechung, oder weshalb immer er es verschweigt, so ist er in einer der fremden Sünden" (I, 217 f.). Man beachte, daß hier alle Pfarrgenossen, nicht bloß die vereideten Synodalzeugen oder Sendschöffen zur Anzeige verpflichtet erscheinen.

Die Kirchenbuße für Brandstiftung war, drei Jahre lang in jeder Woche drei Tage, nämlich Montags, Mittwochs und Freitags, zu fasten. Für Verbrennung einer Kirche dauerte dieselbe Buße fünfzehn Jahre: „das ist geschriebenes Recht" (II, 253).

Das unkirchliche, ehrlose Begräbniß der unbußfertig Gestorbenen sollte in der Weise vollzogen werden, daß man dem Todten mit einem gabelförmigen Holze, damit keine getaufte Hand ihn anrühre, einen an einem Seile befestigten Ring um das Fußgelenk legte, ihn durch ein unter der Schwelle her gegrabenes Loch aus dem Hause zog, das Seil

---

[1]) Diese sinnige Auffassung der Quadragesimalzeit begegnet schon beim h. Bonifatius, dessen Berechnung jedoch etwas abweicht. Siehe Binterim, Denkwürdigkeiten. II, 2. S. 594.

[2]) Ueber die unrichtige Ableitung der Quatemberfasten aus dem Alten Testament s. Binterim a. a. O. V, 2. S. 141.

einem Pferde an den Schweif band und ihn so hinaus an den Galgen oder auf ein ödes Feld schleifte und dort verscharrte. Grimm läßt es dahingestellt sein, ob diese Strafe im dreizehnten Jahrhundert noch vollzogen wurde.

Für die Geschichte der religiösen Kunst sind nicht ganz ohne Belang die Bemerkungen, daß man die Engel wegen ihrer ewigen Jugend als kleine Kinder von fünf Jahren (I, 221), den h. Petrus aber mit dem Himmelsschlüssel malt, „weil er ein Kämmerer ist der h. Christenheit mit der christlichen geistlichen Lehre und mit dem geistlichen Gericht (I, 360 f.). Dem h. Michael gibt man eine Waage in die Hand und heißt ihn den „Wëger", weil er uns „wiget" vor des Teufels Schrecken" (I, 366). Den letztern prägnanten Ausdruck erklärt eine Handschrift (II, 395) umschreibend also: „Das ist darum, daß er alle unsere Gutthaten getreulich behält und auf die Waage legt und uns behütet." Das Zeitwort „wëgen" hat nämlich die beiden Bedeutungen wägen und helfen, eigentlich das Gegengewicht halten, daher noch unser „gewogen sein". Als Verheißung eines gerechten Gerichtes nach dem Tode findet sich das Sinnbild der Waage schon auf sehr alten christlichen Gräbern. Auf Bildern des Weltgerichtes wurde dieselbe dem Erzengel Michael vielleicht deshalb in die Hand gegeben, „weil der Tag des h. Michael (29. Sept.) nahezu in die herbstliche Tag- und Nachtgleiche fällt unter dem Himmelszeichen der Waage . . . In jener späten Septemberzeit sind alle Früchte von der Ernte eingeheimst, und der Eigenthümer kann ihre Güte und ihre Fehler beurtheilen, die faulen wegwerfen, die guten behalten. Die Tag- und Nachtgleiche und Waage bedeuten die strenge Gerechtigkeit im Abwägen und Ausscheiden dessen, was in die lichte und was in die dunkele Seite fällt. Herbstzeit und Ernte aber bedeuten den Tod und die Zeit des Gerichts"[1]). Es sei auch darauf hingewiesen, daß nach der griechischen Sage Zeus das Loos der Menschen mit Hülfe einer Waage entschied, in welcher er die Geschicke abwog.

Schlußbemerkung.

Wenn man lediglich an der Hand der Predigten des Bruder Berthold versuchen wollte, sich ein Bild von dem sittlichen Zustande unseres Volkes zur Zeit des Interregnums zu machen, so würde wohl ein strenger Beurtheiler kaum noch dürftige Spuren von jenen edeln Zügen, welche Tacitus dem deutschen Volkscharakter nachrühmt, in den Schilderungen

---

[1]) W. Menzel, Christl. Symbolik. 2. Aufl. II, S. 529.

des mittelalterlichen Predigers wiederfinden und wahrscheinlich zu der Ansicht gelangen, daß jenes herrliche Erbe eines reichen Tugendschatzes im Laufe der Jahrhunderte unserm Volke ganz abhanden gekommen sei, und Ueppigkeit, Treulosigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit das ganze private und öffentliche Leben beherrscht habe. Indeß darf man doch, wie groß immerhin das Verderben in jener schlimmsten Zeit gewesen sein mag, nicht außer Acht lassen, daß es dem Bruder Berthold um nichts weniger zu thun war, als der Nachwelt eine allseitig treue, Licht und Schatten gerecht vertheilende Beschreibung der damaligen Sittenzustände zu überliefern. Er war Bußprediger und daher gewissermaßen von Amts wegen genöthigt, seinen Strafpredigten und Tugendvorschriften einen möglichst dunkeln Hintergrund zu geben, so daß uns fast nur die Schwächen und Schattenseiten am deutschen Volkscharakter des Mittelalters, eher übertrieben als gemildert, in Berthold's Predigten aufbewahrt sind. Immerhin aber bleibt die Thatsache eines großen sittlichen Verfalles bestehen, der in seinem Fortgange das deutsche Volk nothwendig seiner politischen Machtstellung gänzlich beraubt und es aus der Reihe der Culturvölker würde ausgeschieden haben. Das Christenthum, die katholische Kirche hat es vor diesem Schicksale bewahrt, und eines ihrer vornehmsten Organe bei dem Rettungswerke war der selige Bruder Berthold. Darum ist es eine von allen Kennern Berthold's ohne Unterschied der religiösen oder politischen Parteistellung anerkannte Ehrenschuld des deutschen Volkes, das Andenken dieses Mannes heilig zu halten und nichts zu unterlassen, um sein manchfach verunziertes Bild in ursprünglicher Schönheit wiederherzustellen. Die vorliegende Schrift sollte zu diesem Zwecke ein Scherflein beitragen. Des Werkes Vollendung ist erst von der Herausgabe der lateinischen Predigten Berthold's zu erhoffen.

Inhalt.

Vereinsgaben ferner:

18. **Dritte Vereinsschrift für 1880.** 132 Seiten groß 8⁰. Preis: brochirt Mark 1,80.
Inhalt: Galland, Jos., *Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.* II. Theil.

19. **Jahresbericht für 1880.** Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts. 58 Seiten groß 8⁰.

20. **Erste Vereinsschrift für 1881.** 120 Seiten groß 8⁰. Preis: brochirt Mark 1,80.
Inhalt: Kaufmann, Leopold, *Albrecht Dürer.*

21. **Zweite und dritte Vereinsschrift für 1881.** 336 S. gr. 8⁰. Preis: broch. *M.* 5,—
Inhalt: Baudri, Dr., Weihbischof, *Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.*

22. **Jahresbericht für 1881.** Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts. 32 Seiten groß 8⁰.

23. **Erste Vereinsschrift für 1882.** 104 Seiten gr. 8⁰. Preis brochirt: Mark 1,80.
Inhalt: Gutberlet, Prof. Dr. Const., *Der Spiritismus.*

24. **Zweite Vereinsschrift für 1882.** 124 Seiten gr. 8⁰. Preis brochirt: Mark 1,80.
Inhalt: Unkel, Karl, *Berthold von Regensburg.*

(Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten Jahresbericht und Vereinsgaben, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis zugesandt. Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften bei directem Baarbezug von dem General-secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises. Die Vereinsgaben und Gelegenheits-schriften [**nicht** die Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.)

II. Gelegenheitsschriften.

1. **Franz, Dr. Adolph,** Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lex.-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2,—.)

2. **Cardauns, Dr. Hermann,** Konrad von Hostaden, Erzbischof von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers. Erzbischof von Köln, gewidmet von der Görres-Gesellschaft. 1880. 176 Seiten Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt *M.* 3,60, [Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer *M.* 2,40.]

III. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

1. **Historisches Jahrbuch.** Redigirt von Dr. Georg Hüffer, Privatdocent der Geschichte an der k. Akademie zu Münster. I. Band, 1. bis 4. Heft. 1880, I. Band, 1. bis 4. Heft. 1881. III. Band, 1. Heft 1882. gr. 8⁰. In Commission der Theissing'schen Buchhandlung in Münster. (Preis pro Jahrgang 12 M. [Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer 8 M.] Einzelne Hefte M. 3,50.)

2. Die pseudo-aristotelische Schrift **über das reine Gute,** bekannt unter dem Namen **Liber de causis.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8⁰ (XVIII. u. 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Preis: M. 13,50. [Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer M. 9,—]

(Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlages.)

IV. Mit Unterstützung der Gesellschaft herausgegebene Schriften.

1. **Reichling, D.**, Johannes Murmellius. Sein Leben und seine Werke. 1880. 204 Seiten gr. 8°. Freiburg, Herder. Preis: M. 3,—. [Bestellung und Bezahlung direct bei Herder in Freiburg.]

2. **Woker, Franz Wilhelm**, Geschichte der Norddeutschen Franciscaner-Missionen der Sächsischen Ordensprovinz vom h. Kreuz. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Norddeutschlands nach der Reformation. 1880. 735 Seiten groß 8°. Freiburg, Herder. Preis: M. 8,—. [Bestellung und Bezahlung direct bei Herder in Freiburg.]